OGRAPHISCHES JAHRBUCH

UND

EUTSCHER NEKROLOG

UNTER STÄNDIGER MITWIRKUNG

VON

UIDO ADLER, F. VON BEZOLD, ALOIS BRANDL, ERNST ELSTER, AUGUST OURNIER, ADOLF FREY, HEINRICH FRIEDJUNG, LUDWIG GEIGER, KARL LOSSY, MAX GRUBER, SIGMUND GÜNTHER, OTTO GÜNTTER, EUGEN GUGLIA, LFRED FREIHERRN VON MENSI, JACOB MINOR, JOHANN SASS, PAUL CHLENTHER, ERICH SCHMIDT, ANTON E. SCHÖNBACH, GEORG WOLFF U. A.

HERAUSGEGEBEN

VON

ANTON BETTELHEIM

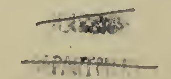
AUS BAND XII

DIE TOTEN DES JAHRES 1907



ERLAG VON GEORG REIMER, BERLIN

1909.



Freiherr von Ed...
der badisch-liberalen ...
Mitwirkung auf der na...
Mathy weiter zu gehen bea...
obersten Rat des Großherzogs ...
Ministerium von ausgesprochen kle...
Lage des Landes, bei der Stimmung ...
der Haltung der süddeutschen Königreich...
vertreten und durchsetzen können, als sie ...
gewählt werden mußte.

Als der Konflikt unabwendbar schien, empfahl ...
Diese zu beobachten, war auch die Ansicht des Großhe...
damit fast allein in seinem Lande. Zudem war ...
möglich, wenn Bayern und Württemberg sich am Kampfe ...
mächte beteiligten. Von Preußen war kein militärischer Schutz ...
das war auf vertrauliche Anfrage von Berlin erwidert worden. Es g...
noch ein anderes Mittel, die badische Neutralität zu decken: man kon...
Schutz Frankreichs anrufen. Der französische Gesandte hatte es an d...
bezüglichen Andeutungen in Karlsruhe nicht fehlen lassen. »Sie werden begreife...
daß ich das nicht tun kann,« lauteten die abweisenden Worte, die der Großherzog dem Flügeladjutanten des Königs von Preußen bemerkte. So blieb nur die Beteiligung am Kriege, zumal da die Bevölkerung des Landes durch eine wachsende Agitation in politischer und konfessioneller Verhetzung in eine Aufregung geriet, die für das Schicksal der Dynastie Besorgnis erweckte. Noch eilte der Großherzog an den sächsischen Hof, um vielleicht mit Unterstützung des Königs Johann in letzter Stunde den Ausbruch des Bürgerkriegs zu verhüten. Aber so wohlwollend ihn auch der König und Kronprinz Albert aufnahmen, er erreichte nichts, Minister Beust schürte das Kriegs euer. Der Großherzog empfing von ihm, wie er in Karlsruhe mitteilte, den Eindruck eines »vollkommen unzurechnungsfähigen Menschen«. Für den badischen Fürsten kam die bittere Stunde, da die Gestaltung der Lage ihn zwang, für eine Sache, die morsch war und der Nation nur Verderben bringen konnte, die Waffen zu erheben, während Kopf und Herz ihn nach dem Staate zogen, den er doch bekämpfen mußte. Für einen Mann von der Gesinnung Mathys war nun freilich kein Boden mehr im Ministerium, er ging. In der Abschiedsaudienz am 1. Juli gab ihm der Großherzog deutlich die Gefühle, die ihn damals bedrückten, mit den Worten zu erkennen: »Sie haben es gut, Sie können gehen; ich muß bleiben!« Aber Mathy ging nicht auf lange. In der Stunde, da diese Worte fielen, ballten sich bereits die Heeresmassen zusammen, die auf den böhmischen Feldern die Entscheidung brachten. Am 27. Juli bildete Mathy als Staatsminister eine neue Regierung. Sein Name und der der beiden Männer, die er sich als die hervorragendsten Mitarbeiter ausersehen hatte, Jolly für das Innere und Freydorf für das Äußere, bürgten für eine von nationalem Geiste getragene Politik, die unter der entscheidenden Mitwirkung des Großherzogs nunmehr unentwegt das Ziel verfolgte, eine Einigung des gesamten Deutschlands herbeizuführen

Wie rasch und gründlich trat der Umschwung in der Stimmung der Bevölkerung ein! Seit dem 21. Juli liefen an den Großherzog aus verschiedenen

…s und Anschluß
…g des Ministeriums
…n, ebenso erklärte man
…e Freydorf für die Friedens-
…, in erster Linie den Eintritt
…eben. Ist dieser Eintritt zurzeit
…es Verhältnis mit dem Norden unter
…licher und volkswirtschaftlicher Ein-
… einer Militärkonvention hinzuwirken. Da-
…en Bund nicht einzugehen. Das waren denn
… der deutschen Politik Badens in den Jahren 1866
…er Großherzog für seine deutsche Politik eine große
…rtretung seines Landes für sich. Aber die partikularisti-
… waren nicht geschwunden. Eine Schwenkung des Monarchen
…ue Kraft und große Bedeutung einflößen können. Erwägt man
…hkeit, erinnert man sich außerdem an die Haltung der Regierungen
…brigen süddeutschen Staaten, an die Stimmung der Bevölkerung da-
…, an die Mehrheiten in der württembergischen und bayerischen Kammer,
… das gefahrvolle Lauern des Auslandes, das für Baden als Grenzland be-
sonders bedrohlich werden konnte, so sind die Verdienste des Großherzogs in diesen Jahren um die Begründung des deutschen Nationalstaates nicht hoch genug anzuschlagen. Je mehr Aufzeichnungen und Erinnerungen der Mitwirkenden aus jener Zeit veröffentlicht werden, desto deutlicher und glänzender tritt uns das Bild eines edlen, selbstlosen, deutschgesinnten Fürsten vor Augen, das bisher schon in seinen Umrissen bekannt war. Der Großherzog ließ, solange der Eintritt Badens in den Norddeutschen Bund nicht zu erreichen war, in seinem Lande die verschiedenen Veränderungen vollziehen, damit es zum Eintritt in den deutschen Bundesstaat zu jeder Stunde reif sei. Versuchte Einmischungen Frankreichs wurden mit Bestimmtheit zurückgewiesen. Zu dem französischen Geschäftsträger, der über die erstrebte Einheit sein Bedenken aussprach, sagte Freydorf: „Zu einer solchen Einheit zu gelangen, ist unser Recht!"

In Baden wurde nun nach preußischem Muster die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, überhaupt die militärischen Einrichtungen denen des Norddeutschen Bundes angepaßt. Das Kadettenkorps wurde aufgelöst, die Zöglinge an preußische Bildungsanstalten verwiesen, endlich die militärische Freizügigkeit zwischen Baden und dem Norddeutschen Bunde vereinbart und ein gegenseitiger Austausch von Offizieren vollzogen. Zur Durchführung dieser Maßregeln, für die die Bewilligungen der Volksvertretung nicht ohne Schwierigkeit zu erlangen waren, wurde im Februar 1868 der preußische Generalleutnant von Beyer zum badischen Kriegsminister ernannt. Über die Schutz- und Trutzbündnisse hinaus, die Baden bekanntlich wie die übrigen Südstaaten mit Preußen abgeschlossen hatte, erstrebte man eine Militärkonvention. Der badische Gesandte und Prinz Wilhelm, der Bruder des Großherzogs, hatten in Berlin darüber verhandelt Bismarck wollte jedoch mit Rücksicht auf das Ausland vorerst nicht so weit gehen. Immerhin konnte der Großherzog mit Befriedigung in der Thronrede 1867 sagen: »Mein Entschluß steht fest, dieser nationalen Einigung unausgesetzt nachzustreben, und gern werde ich und wird mit mir mein getreues

Volk die Opfer [illegible]
bunden sind. Sie [illegible]
dem nationalen Leben [illegible]

Noch weniger als eine [illegible]
Norddeutschen Bund zu erlang[illegible]
Zweck verfolgte ein Antrag im [illegible]
Als Mathys Anerbieten abgewiesen w[illegible]
nicht mehr darauf zurück. Dagegen s[illegible]
persönlich in anderer Weise im Süden für di[illegible]
ebnen. Mit dem damaligen bayerischen Ministerp[illegible]
trat der Großherzog in brieflichen und persönlich[illegible]
ihm am 9. April 1867, daß die Vereinigung von Sü[illegible]
in einem einzigen Bundesstaat ihm stets als das wünsch[illegible]
Augen stehe, zu dessen Erreichung er vor keinem persönlich[illegible]
schrecken würde. Auch Hohenlohe verfolgte in München eine na[illegible]
soweit eine solche bei der Stimmung der Bevölkerung und dem [illegible]
baren Selbstbewußtsein seines Königs möglich war. In dieser gebot[illegible]
sicht erstrebte er einen weiteren Bund der Südstaaten mit dem Norden. [illegible]
lohes Vorschläge wurden von Baden nicht geradezu zurückgewiesen, [illegible]
suchte aber alles daraus zu entfernen, was eine künftige volle Einigung erschweren
konnte. Außerdem ließ der Großherzog betonen, daß die Kompetenz von
acht süddeutschen Kammern neben dem norddeutschen Reichstag bei einer
auch beschränkten gesetzgeberischen Tätigkeit des weiteren Bundes eine Unmöglichkeit sei. Das war ebenso die Auffassung Bismarcks. Auch der weitere
Bund wurde, wie es einst Freydorf vom Südbund gesagt hatte, als Embryo
begraben. Trotz der abweichenden Auffassung der Lage bemühte sich der
Großherzog, soviel an ihm lag, den Fürsten Hohenlohe in seinem schwierigen
Amte zu stützen, was ja auch von Berlin aus geschah. Hohenlohe glaubte
damals im Norddeutschen Bunde eine entschiedene Hinneigung zum Einheitsstaat zu sehen. Persönlich bemerkte er, der Großherzog als souveräner Herr
könne in Verfolgung seiner Politik so weit gehen, als ihm gut dünke, er als
Minister dürfe seinem König einen Verzicht seiner Selbständigkeit nicht anraten. Bezeichnend aber ist, daß der Großherzog, ebenfalls in einer persönlichen Unterredung, einmal ihm gegenüber äußerte, er gehe durchaus nicht
darauf aus, seine Souveränität preiszugeben, sondern der Grundgedanke seiner
Politik sei nur der, daß die kleineren Staaten Deutschlands sich vor unbegründetem Souveränitätsschwindel zu hüten hätten (nach Hohenlohes Mitteilung die eigenen Worte des Großherzogs) und sich über ihre Machtstellung
keine Illusionen machen sollten.

Bei der Umgestaltung des Zollvereins wenigstens erreichte Bismarck die
Ausschaltung der süddeutschen Kammern und für Zollangelegenheiten eine
gemeinsame Vertretung von ganz Deutschland. Darauf hatte auch, da vorerst
an größern Erfolg nicht zu denken war, der Großherzog und seine Regierung
hingearbeitet. In jener Thronrede von 1867 konnte er darum das Zollparlament
freudig als eine reguläre Vertretung des gesamten deutschen Volkes begrüßen,
wenn auch seine Wirksamkeit eine beschränkte sei. Im nächsten Jahre nannte
er dieses Parlament eine bedeutungsvolle Stufe in der Gesamtentwicklung
Deutschlands.

…gen und dadurch
…zu befreien, erblickte
…usch der süddeutschen
…Preußen. Außerdem hielt
…dem österreichischen Kaiser
…Art Gegendemonstration herbei-
…in Verbindung, um den König von
…ei seinem Aufenthalt auf Schloß Mainau
…ürttemberg zu begrüßen. In Wien wie in
…tung einer solchen Begegnung nicht im Zweifel
…bei dem König Ludwig lebhaft für den Vorschlag
…h er erreichte bei seinem Herrn nichts, auch der König
…llte schließlich von einer gemeinsamen Begrüßung nichts
…derselben Richtung bewegte sich die Anfrage an Hohenlohe
…ob König Ludwig nicht mit ihm, dem Großherzog, zu einem
…Gedankenaustausch über die politische Lage Deutschlands zu-
…ommen wolle. Auch diesen Plan empfahl der Minister eifrig. Er
…tete sogar seinem König, daß durch ein solches Zusammentreffen der
…uveräne von Bayern und Baden dem Großherzog »Vertrauen und Mut«
gegeben werde, sich mehr »demjenigen Teile seiner Untertanen zu nähern, welche das Aufgeben der badischen Selbständigkeit als ein Unglück für das Land betrachtet«. Wenn diese Worte mehr bedeuten sollten, als die Einladung des Großherzogs dem König annehmbar zu machen, dann täuschte sich der Minister freilich. An eine Änderung seiner Politik dachte der Großherzog nicht im entferntesten, sie lag völlig außerhalb seiner Berechnung. Der König von Bayern ließ sich übrigens auch zu dieser Zusammenkunft nicht bereden.

Zwei Ereignisse in Baden selbst taten von neuem kund, wenn überhaupt jemand daran zweifeln wollte, daß der Großherzog sich durch nichts in seiner Politik beirren lasse. Am 3. Februar 1868 starb Staatsminister Karl Mathy. Wie nahe dieser mutige und charaktervolle Mann dem Großherzog persönlich stand, bewies der Fürst dadurch, daß er bei dem Leichenbegängnis dem Sarge des Verstorbenen zu Fuß nachfolgte. Zum Leiter des Ministeriums berief der Großherzog den bisherigen Minister des Innern, Julius Jolly, »weil er Mathy am nächsten gestanden und ihn am erfolgreichsten unterstützt habe«. Der Volksvertretung erklärte Jolly nach seiner Ernennung: »Wir werden mit ungeschwächter Kraft das Ziel verfolgen, wir werden uns in Verfolgung dieses Ziels durch nichts beirren lassen, soviel an uns ist, dazu beitragen, den großen, allgemeinen deutschen Nationalstaat zu begründen, um in diesen Nationalstaat als ein würdiges Glied unsererseits einzutreten«. Eine Zeitlang trat zwischen Jolly und der liberalen Partei, die damals eine erdrückende Mehrheit in der Zweiten Kammer besaß, eine Trübung der Beziehungen ein. Doch schon nach einigen Monaten machte die Partei ihren Frieden mit dem Minister und verhieß in einer Adresse an den Großherzog die Unterstützung der Politik seiner Regierung. Der Großherzog schrieb an Jolly: »Ich beauftrage Sie, den Unterzeichnern der Adresse auszusprechen, wie dankbar ich die hingebende, tatkräftige Unterstützung schätze, welche sie mit Hintansetzung jeder anderen Rücksicht für die ungeschwächte Fortführung der freisinnigen und nationalen Politik meiner Regierung verheißen«.

Als dann der
hege das Vertrauen, »d
gewöhntes Volk bei mir a
nationalen Einigung Deutsch
am Ziele stand.

Der Großherzog befand sich An
schen Musikfeste, als er von der droh
Er bereiste noch den Schwarzwald zur Besi
aber dann in die Residenz zurück und befah
badischen Division, die sich trotz der bedrohlichen
hafter Ordnung vollzog. Mitte August begab sich d
Straßburg liegenden badischen Truppen. Am 3. Septem
Kommandanten von Straßburg, General Uhrich, jenen Br
guter Nachbar des Elsasses und besonders der Stadt Straßb
Leiden der unglücklichen Bevölkerung ein Ende zu machen und
übergeben. »Mein General«, heißt es u. a. in dem Schreiben, »möge
Stimme eines deutschen Fürsten hören, welcher für den Ruhm seines
landes kämpft; welcher aber nichtsdestoweniger seine Pflicht gegen Gott ke
vor welchem es nur einen wahren Ruhm gibt, den der Bruderliebe«. Nu
wenige Tage noch hielt sich die Festung. Am 30. September zog der Großherzog an der Seite des Generals von Werder in Straßburg ein.

In diesen Tagen wurde auf Befehl des Großherzogs in Instruktionen an den badischen Gesandten in München sowie in einer Denkschrift an Bismarck der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund erörtert, auch, amtlich wohl zum erstenmal, der Wiederherstellung der Kaiserwürde gedacht. Bezeichnend für die Politik des Großherzogs und seine nationale Gesinnung ist, daß dabei eine Stärkung der Zentralgewalt in diplomatischen und militärischen Beziehungen gewünscht wurde, wie sie aber später in der Reichsverfassung nicht erreicht wurde. Auch wurde die Einverleibung der von Frankreich abzutretenden Gebiete in den preußischen Staat empfohlen, für sich hat der Großherzog damals und später eine Vergrößerung seines Landes abgewiesen. Am 2. Oktober wurde der badischen Regierung auf Veranlassung Bismarcks mitgeteilt, daß nunmehr ein Antrag Badens auf Eintritt in den Norddeutschen Bund willkommen sei. An demselben Tage gab der Großherzog seinen Ministern die Ermächtigung, diesen Antrag zu stellen. Am 20. Oktober reisten die Minister Jolly und Freydorf nach Versailles in das deutsche Hauptquartier, wohin sich am 3. November auch der Großherzog begab. Am 15. November war der Vertrag mit dem Norddeutschen Bunde abgeschlossen. Baden trat ein ohne jedes Sonderrecht. Selbst wenn man uns solches angeboten hätte, würden wir es nicht angenommen haben, äußerte Jolly später. Dem persönlichen Eingreifen des Großherzogs war der Abschluß der Militärkonventionen mit Preußen zu verdanken. Die Folge war die Aufhebung des badischen Kriegsministeriums. Aber auch die badischen Gesandtschaften wurden beseitigt, sämtliche Gesandten, außer dem in Berlin, abberufen.

Unausgesetzt blieb der Großherzog tätig, die Schwierigkeiten, die der Einigung Deutschlands und der Wiederherstellung des Kaisertitels noch im Wege standen, zu beseitigen. Vor der Reise nach Versailles schrieb er an den König von Bayern: »Ein unvergänglicher Ruhm wird sich an den Namen

dem die Geschicke
ühne Initiative dahin
Anerbietung der Kaiser-
gekrönt werden.« Jolly be-
ch war auf unseren Großherzog
esehene Rolle und unter verschiede-
rstehenden Parteien spielt«. Bei dem
Versailles am Neujahrstage begrüßte der
r Versammelten König Wilhelm als das Ober-
Einheit verbundenen Nation. Er war auch be-
en Kaiser das erste Hoch auszubringen. Über die
es bekanntlich zu einer Meinungsverschiedenheit zwi-
der Kaiser von Deutschland heißen wollte, und Bismarck,
Titel Deutscher Kaiser entschied. Der Kanzler rief die Ver-
Großherzogs an, wie er selbst erzählt. Da bei der feierlichen Pro-
am 18. Januar 1871 die Verstimmung zwischen dem König und
ersten Minister noch nicht beglichen war, wußte der Großherzog die
chiedenheit der Auffassung klug zu umgehen, indem er »Kaiser Wilhelm«
in Hoch widmete.

Von der badischen Volksvertretung wurden die Versailler Verträge ohne Schwierigkeit angenommen. In der Adresse der Zweiten Kammer hieß es: »Das badische Volk, das ganze deutsche Volk weiß es und wird es unvergessen in dankbarem Gemüte bezeugen, daß unter allen seinen Patrioten keiner hochsinniger, keiner mehr von treuer Liebe zum Vaterland beseelt, keiner mit reinerem Herzen die Einigung Deutschlands erstrebt und ihren Aufbau befördert und vollzogen hat, als Badens Fürst.« Der deutsche Kronprinz schrieb in seiner Freude über die endlich erreichte Einigung der Nation in sein Tagebuch: »Wir verdanken dieses wesentlich dem Großherzog von Baden, der unausgesetzt tätig war.« Noch bei dem Jubiläum der Universität Heidelberg im Jahre 1886 sagte der Kronprinz, daß der Großherzog die großen Entscheidungen »bahnbrechend« habe herbeiführen helfen.

Über 36 Jahre stand Großherzog Friedrich nach dem Frieden noch an der Spitze des badischen Staates. Personen und Verhältnisse wechselten, die Lebensbedingungen wurden allerwärts andere. Aber der Grundzug der Politik des Fürsten, soviel er auch einer neuen Zeit gerecht zu werden suchte, blieb derselbe: Friedliche Entwicklung des Heimatlandes auf dem Boden maßvoller Freiheit und Erhaltung und Förderung des nationalen Gedankens. Der hauptsächlichsten Veränderungen und Reformen in Baden wurde im ersten Abschnitte dieser Darstellung gedacht. Einen völligen Systemwechsel vermutete man 1876, freilich nur bei Persönlichkeiten, die das Wesen des Großherzogs verkannten. Nach dem Kriege wurde der Streit zwischen dem Staate und der katholischen Kirche von neuem und mit größerer Heftigkeit geführt. Indessen der Großherzog wünschte keine Verewigung des »Kulturkampfes«. Wenn ein erträglicher Friedenszustand ohne Schmälerung staatlicher Souveränität zu erreichen war, bot er gern die Hand zu einem Ausgleich. Außerdem stieß der leitende Minister in der Volksvertretung auf Schwierigkeiten. Meinungsverschiedenheiten sachlicher und persönlicher Art mit der liberalen Mehrheit erschwerten die Stellung Jollys. So trat er im September 1876 zurück, mit

ihm nahm Freyd[illegible]
erhielt Jollys Stelle. [illegible]
um die Befürchtungen [illegible]
Empfang der Mitglieder d[illegible]
sagte er in einer Tischrede: »I[illegible]
Änderung eintreten wird in der Ric[illegible]
haben; ich versichere hier das um so [illegible]
bestand, eine andere Richtung zu verfo[illegible]
unseres Landes, noch in denen, die sich auf [illegible]
kampfgesetze wurden gemildert, der Großherzo[illegible]
der katholischen Volkspartei in der Kammer auss[illegible]
von Leidenschaft und Vorurteil, unbeirrt von rechts un[illegible]
Gottes für Staat und Kirche«. Der erzbischöfliche Stu[illegible]
wieder besetzt; daß nach Aufhebung des Kultusexamens [illegible]
Seelsorge behoben wurde, ist erwähnt. Auch andere Rückstän[illegible]
des Kampfes wurden beseitigt, so daß der Entfaltung des kirchli[illegible]
kein Hindernis im Wege stand. Freilich einen Frieden, wie er de[illegible]
lichen Wünschen und der staatsmännischen Einsicht des Großherzogs ents[illegible]
bei dem Staat und Kirche sich in Eintracht der Lösung neuer und schwierig[illegible]
Aufgaben und Bekämpfung der Gefahren der modernen Zeit gewidmet hätten,
erlebte er nicht.

Die nationale Gesinnung war dem Großherzog nicht das Ergebnis einer plötzlich aufwallenden und ebenso schnell wieder vergehenden Begeisterung, sie beruhte bei ihm auf der felsenfesten Überzeugung von ihrer Notwendigkeit und ihrem Segen für Baden und Deutschland. Daher auch seine unablässigen Mahnungen an das heranwachsende Geschlecht, festzuhalten, was in ruhmvoller Zeit nach schwerer Arbeit und mit großen Opfern errungen worden sei. Zahllose Ansprachen in diesem Sinne liegen vor. 1880 bei Übernahme des Protektorates über die badischen Militärvereine sagte er u. a.: »Das Andenken an die blutigen Kämpfe des nationalen Krieges hoch und in Ehren zu halten, ist eine Pflicht der Dankbarkeit und der treuen Kameradschaft. Die Tapferen, welche ihr Leben opferten, haben damit die Größe und die Kraft des Vaterlandes erkämpft und sich den Dank der Nation erworben . . . Bewahren Sie stets die Liebe zum Heimatlande in gleichem Maße wie zum Reiche und bleiben Sie beiden treu, wie auch dem hohen Träger der Krone des Reichs.« Dieselben Gedanken hallen wider, mochte der Fürst im Kreise der alten Soldaten stehen, oder wo sonst sich ihm Gelegenheit bot. Ebenso häufig und eindringlich warnte er vor dem zersetzenden Parteigeist.

Den drei Kaisern hat der Großherzog die gleiche selbstlose Hingabe gewidmet. Mit der Verehrung des Sohnes schaute er auf Wilhelm I., dessen Pflichtgefühl ihn bezaubert hatte. Kaiser Friedrich stand er wie ein Bruder nahe, Wilhelm II. ist er bis an sein Ende ein väterlicher Berater geblieben. 1877 übertrug ihm der Kaiser die V. Armeeinspektion, zu der das 14. badische, sowie die im Reichslande stehenden Korps, das 15. und 16., gehören. Mit dieser Ernennung war nicht bloß der militärische Rang gegenüber dem kommandierenden General in Karlsruhe der fürstlichen Würde des Großherzogs entsprechend geregelt, sondern ihm auch Gelegenheit gegeben, als Armeeinspektor durch seine Leutseligkeit auf die reichsländische Bevölkerung versöhnend ein-

eutschen Bundes-
rlin, als Wilhelm II.
den Reichstag eröffnete.
eit der Nation auch unter
An demselben Tage ernannte
sten mit dem Range eines General-
kolonialen Bestrebungen fanden im
Die fünfte Generalversammlung des Kolo-
1886 besuchte er und bekundete in der An-
e für die Fragen, »die dem Deutschen Reiche
verschaffen sollen«. Als der Reichstag 1898 eine
beschlossen hatte, teilte der Kaiser dieses dem Groß-
mit und stellte ihn zugleich à la suite der Marineinfanterie,
der kaiserlichen Depesche heißt, für die unermüdliche Arbeit
der er, wie immer, wenn es sich um das Wohl des Vaterlandes
Hingabe und Nachdruck dem Kaiser beigestanden. 1901 vollzog
herzog mit seiner Gemahlin auf Wunsch des Kaisers in Kiel den Taufakt
m Linienschiff »Zähringen«.

Gern gedachte der Großherzog der großen Männer, die sich einsten um Kaiser Wilhelms Thron scharten. 1895 sagte er einmal: »Stellen Sie sich unseren Kaiser vor an der Spitze des Heeres, begleitet von dem größten Strategen der Zeit, der Gegenwart, ja ich möchte sagen, auch der Vergangenheit, Moltke, seinem Ratgeber, seinem Helden, einem Staatsmann wie Bismarck, der berufen war, das Deutsche Reich zu begründen, einem Organisator wie Roon.« Moltke verlieh er an dessen 90. Geburtstag den höchsten badischen Orden. Daß der Großherzog sich auf die Seite des Kaisers stellte, als es zum Bruche mit Bismarck kam, kann nicht überraschen. Ob er aber bei der Entlassung des Kanzlers in dem Sinne tätig war, wie es neuere Darstellungen glauben annehmen zu sollen, das zu entscheiden, scheint auch nach den Aufzeichnungen des Fürsten Hohenlohe noch nicht spruchreif zu sein. Sicher ist, daß zwischen dem Großherzog und dem großen Kanzler keine dauernde Verstimmung herrschte. Im März 1895 begab er sich nach Friedrichsruh, um dem Fürsten Bismarck persönlich die Glückwünsche zum 80. Geburtstage zu überbringen. Wenige Tage nachher besuchte er die Feier, die die Stadt Karlsruhe aus gleichem Anlaß veranstaltete. Die Oberbürgermeister brachten dann ebenfalls persönlich dem Fürsten Bismarck den Ehrenbürgerbrief der neun großen badischen Städte. Auch da fiel kein Wort und keine Anspielung, wodurch die Annahme einer Verstimmung begründet worden wäre. Endlich besuchte der Großherzog mit seiner Gemahlin die Feier, die am 8. März 1899 zum Andenken an den verstorbenen ersten Reichskanzler in Karlsruhe abgehalten wurde.

Den Wechsel von Freud und Leid, wie es das Los alles Irdischen ist, hat auch Großherzog Friedrich an sich und seinem Hause erfahren. Ein Festtag war es, als der Erbgroßherzog bei Vollendung des 18. Lebensjahres am 9. Juni 1875 für volljährig erklärt wurde. Kaiser Wilhelm I. war mit dem Kronprinzen an diesem Tage in Karlsruhe eingetroffen, um selbst seinen badischen Enkel in die Armee einzuführen. Dem Großherzog war es vergönnt, 1877 sein 25jähriges Regierungsjubiläum zu feiern, 1892 sein 40jähriges und 1902 sein 50jähriges, wie er auch 1891 das 50jährige und 1901 das 60jährige Militärjubiläum beging.

Ebenso wurde die
ein Festtag. Bei sämtl
der Liebe und Anhänglich
der Verehrung aus weiten Kr
dargebracht. Landwirtschaftlic
in der Residenz und Feierlichkeite
diese Tage. Als ein äußeres Zeichen
1877 der aus Sammlungen im Lande ge
der von ihm zu wohltätigen Zwecken bestimm
lungen 1902 erheblich verstärkt werden konnte.
Ausdruck für die innige Teilnahme, die das badis
seines Fürsten jederzeit entgegentrug wie für die allge
Kaiser Wilhelm I. am Schlusse seiner Rede bei der Festta
alle sind heute Zeugen, wie ein treues Volk Eurer Kgl. Hoheit
Dankbarkeit darbringt; aber nicht nur im engeren und weitere
sondern weit über dessen Grenzen hinaus, zeigt sich die Anerkenn
glückliche Regierung Eurer Kgl. Hoheit.« Bei dem 50 jährigen Militärj
legte Kaiser Wilhelm II. dem rheinischen 7. Ulanenregiment den Namen »
herzog Friedrich von Baden« bei, der König von Württemberg ernannte d
Großherzog zum Chef des 8. württembergischen Regiments; beim 60 jährigen Militärjubiläum verlieh der Prinzregent Luitpold dem 8. bayerischen Infanterieregiment den Namen des Großherzogs.

Zugleich mit der silbernen Hochzeit des Großherzogspaares, am 20. September 1881, wurde die Vermählung der Prinzessin Viktoria mit dem Kronprinzen von Schweden gefeiert. Drei Enkel, Söhne des schwedischen Fürstenpaares, sah der Großherzog heranwachsen, 1906 erlebte er noch die Geburt eines Urenkels.

Am 9. November 1881 wurde der Großherzog in Baden-Baden von einer schweren Erkrankung befallen, so daß man mehrere Tage die ernstesten Besorgnisse hegte. Er mußte dem Erbgroßherzog die Stellvertretung übertragen, die dieser, da der Erkrankte längerer Schonung bedurfte, bis zum 15. Oktober 1882 führte. In dem Dankschreiben an seinen Sohn für die gewissenhafte Hingabe an die Regierungsgeschäfte sagt der Großherzog am Schluß: »Die von Dir gesammelten Erfahrungen wirst Du als wichtige Grundlage für Deine fernere Entwicklung und Tätigkeit ansehen; und insofern ist die uns auferlegte Prüfung segensreich für Dich geworden.«

Der Erbgroßherzog verlobte sich am 26. April 1885 mit der Prinzessin Hilda von Nassau, die Vermählung fand am 20. September 1885, am Hochzeitstage der Eltern, auf Schloß Hohenburg statt. Aber schon nach wenigen Monaten wurde der Neuvermählte krank und konnte sich von seinem Leiden nur langsam erholen. Gelang es, die ernsten Sorgen für den Thronerben zu zerstreuen, so wurde das Fürstenpaar bald von herberem Geschick heimgesucht. Während der Großherzog und seine Gemahlin sich nach Cannes begaben, um den zu seiner Erholung dort weilenden Erbgroßherzog zu besuchen, erkrankte der zweite Sohn, Prinz Ludwig Wilhelm, in Freiburg, wohin er sich zur Vollendung seiner Studien auf die Hochschule begeben hatte. Unvermutet schnell raffte der Tod am 23. Februar 1888 den jungen Prinzen dahin, »eine schöne Hoffnung für die Zukunft«, wie ihn sein kaiserlicher Großvater nannte. Die Eltern haben trotz der raschen Rückkehr den Sohn nicht mehr am Leben getroffen.

olgte Geburt eines
aximilian von Baden.
errn der Zähringer den
der künftige Thronerbe, da
en ist.

waren die Festlichkeiten des Jahres
o Jahre verflossen, seitdem der Fürst
m, am 9. September feierte er die Voll-
d am 20. mit seiner Gemahlin das Fest der
sen Gedenktagen verband sich die Erinnerung
a Baden unter Karl Friedrich zum Großherzogtum
Erlaß an das badische Volk beim 80. Geburtstag erwähnt
oben berührten Ausspruch seines Großvaters, daß das
ten von der Wohlfahrt seines Landes unzertrennlich sei und
uß: »Von dem Bewußtsein getragen, daß die Interessen eines
durch ein Zusammenwirken aller berechtigten und verpflichteten
zum rechten Ziele geführt werden können, hoffe ich auf die Fortdauer
ir bisher erwiesenen Vertrauens und will, so Gott mir die Gnade fernerer
irksamkeit schenken sollte, meine von ihm auferlegten Pflichten treu und in aller Hingebung auch in Zukunft zu erfüllen bestrebt sein.« Im Jahre 1902 hatte der Großherzog eine Jubiläumsmedaille gestiftet, die sein Bildnis mit den Zahlen 1852—1902 trägt und an alle ehemaligen und im Dienste befindlichen Beamten und sonstige angesehenen Persönlichkeiten in weitestem Umfange verliehen wurde. 1906 stiftete er die »Friedrich-Luise-Medaille«, die für Verdienste in Wohltätigkeits- und Krankenpflege vergeben wird. Den Mittelpunkt der Feier 1906 bildeten die Festlichkeiten in der Hauptstadt in den Septembertagen zur Erinnerung an die goldene Hochzeit, mit der das schwedische Kronprinzenpaar das Fest der silbernen Hochzeit beging. In seiner Rede bei der Festtafel am Abend des 20. September sprach Kaiser Wilhelm die Hoffnung aus, »daß, solange ein deutsches Herz im deutschen Busen schlägt, niemals der Mann vergessen sein wird und vergessen werden darf, der der Erste war, der seine Stimme erhob, um der Sehnsucht des deutschen Volkes nach Wiedererrichtung des Deutschen Reiches die Wege zu ebnen und die Ziele zu weisen und den neuerstandenen Kaiser zu begrüßen, den unser Volk so lange ersehnt hatte, — der Mann, der es miterlebte und mit daran arbeitete, daß wieder in den Lüften entrollt ist des Reiches wehende Standarte.« An den gleichen Tagen wie in Karlsruhe oder in den nächsten Wochen fanden verschiedenartige Feierlichkeiten im ganzen Lande statt, von denen die in Heidelberg, Baden und Mannheim von dem Großherzogspaar besucht wurden.

Ein Jahr noch war Großherzog Friedrich zu wirken vergönnt. Gekräftigt kehrte er im Spätsommer 1907 aus St. Moritz zurück, wo er in den letzten Jahren mit seiner Gemahlin so oft zur Erholung geweilt hatte. Dann nahm er wieder Aufenthalt auf Schloß Mainau. Am 15. September fühlte er sich unwohl, die Krankheitserscheinungen steigerten sich in den nächsten Tagen, Samstag den 28. September, vormittags gegen 9 Uhr, verschied er. Die Beisetzung erfolgte Montag den 7. Oktober im Mausoleum in Karlsruhe in Gegenwart des Deutschen Kaisers und sämtlicher Bundesfürsten oder ihrer Vertreter. Ebenso hatten sich die außerdeutschen Regierungen vertreten lassen.

Literatur: Friedrich von Weech, Badische Geschichte, Karlsruhe 1890. — Rudolf Krone, Großherzog Friedrich von Baden, Reden und Kundgebungen. Freiburg i./Br. 1901. — Alfred Dove, Großherzog Friedrich von Baden als Landesherr und deutscher Fürst, Heidelberg 1902. — Gustav Freytag, Karl Mathy, 3. Aufl. Leipzig 1888. — Baumgarten-Jolly, Staatsminister Jolly, Tübingen 1897. — Adolf Buchenberger, Finanzpolitik und Staatshaushalt im Großherzogtum Baden, 1850—1900. Heidelberg 1902.

Karlsruhe. Dr. Robert Goldschmit.

Benndorf, Friedrich August Otto, Archäologe, * 13. September 1838 zu Greiz als Sohn des Kaufmanns (fürstl. Kommerzienrats) Fr. Aug. Eduard Benndorf und dessen Frau Lina, geb. Grosch; † 2. Januar 1907 zu Wien als Direktor des Österreichischen Archäologischen Instituts. Ein reicher Lebensgang liegt zwischen diesem Anfange und diesem Ende.

Bis zum 15. Lebensjahre besuchte B. die höhere Bürgerschule in Greiz, kam dann in die unweit von Greiz auch im Elstertale gelegene Stadt Plauen auf das Gymnasium, das er im Jahre 1857 absolvierte, um nach Erlangen auf die Universität zu gehen, die er nach drei Semestern mit der in Bonn vertauschte. Im August 1862 promoviert er dort und besteht im November desselben Jahres das Lehramts-Staatsexamen, auch in Bonn, ist aber inzwischen schon als Probekandidat am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin angenommen, steht dann von Ostern 1863 an als Adjunkt an der Fürstenschule in Schulpforta. Bereits im Herbste 1864 tritt er als Stipendiat des archäologischen Instituts seine Studienreise nach dem Süden an, die ihn nach Italien, einschließlich Siziliens, und nach Griechenland und der Levante führt. Er habilitiert sich dann als Privatdozent für Archäologie im Sommer 1868 in Göttingen, verlobt sich dort mit Sophie Wagner und gründet seinen Hausstand in Zürich, wohin er im Herbst 1869 als Nachfolger Bursians übersiedelte; doch nur zwei Jahre bleibt er dort. Nach einer kurzen Zwischenzeit in München nahm ihn Österreich auf. Ostern 1872 folgt er dem Rufe als Professor an die Universität Prag, von wo er 1877 nach Wien geht. Dort wird er auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Nach zwanzigjährigem Wirken scheidet er 1898 aus seinem Universitätsamte, um sich als Direktor ganz der Leitung des neugegründeten Österreichischen Archäologischen Instituts zu widmen, nahezu zehn Jahre lang. Seit 1889 Beirat des Ministeriums für Kultus und Unterricht, erhielt er 1905 den Charakter als Sektionschef. Neben anderen Auszeichnungen wurde ihm auch das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Geben schon diese Daten den Abriß des reichen Lebensganges, der B. beschieden war, so tritt eine ganz andere Fülle hervor, wenn man die Entwicklung seiner Persönlichkeit und seiner Leistungen vor sich auszubreiten sucht.

Ein Elternhaus bescheidener Verhältnisse und die einfache Welt kleinstädtischen Wesens umgeben ihn in seinen Jugendjahren, doch nicht ohne Anregungen, wie er denn Französisch und Englisch schon in Greiz von einer Gouvernante lernt. In Plauen fördern ihn einzelne treffliche Lehrer, deren er noch spät mit Dankbarkeit als über die Schule hinaus auf ihn wirkend gedenkt. Auf jugendlichen Wanderungen ist er voller Lust an den Lieblichkeiten des Elstertales; zu leicht überströmender Empfindung erregen ihn Sonnenuntergänge und Glockenklang. Streng protestantischen Geist in wahrer Frömmigkeit

wird besonders die Mutter nicht müde dem Knaben auf den Weg zu geben, und auch die Umgebung des Landes, in dem er aufwuchs, trägt ihn in dieser Strömung. Der Genuß des Abendmahls, dann im September 1855 die in Plauen begangene Feier des Religionsfriedens bewegen ihn tief: abends der Fackelzug, das Zusammenwerfen der Fackeln mit dem Gesange »Eine feste Burg«, der Lichteffekt der Szene; dabei steigt vor der Phantasie des Siebenzehnjährigen Luthers Verbrennen der Bannbulle auf. »Meinem Geiste«, schreibt er in sein Tagebuch, »ist davon ein unauslöschlicher Eindruck geblieben.« Nach allen Seiten regt es sich in dem auch einmal übermütigen Jungen. Flötenspiel und Zeichenversuche erfreuen ihn, und den Briefen nach Haus werden wiederholt kleine eigene Gedichte beigegeben. Mit dem Geibel in der Tasche zieht er jubelnd in die Ferien, Goethe bringt ihm »unberechenbaren Gewinn«. Er liest in der Familie seines Lehrers Vogel mit verteilten Rollen Egmont, und seine Empfindung für die Tochter Marie nimmt bei ihm fast einen Wertherschen Anklang. Mit einem Schulfreunde Berthold Schmidt unterhält er sich über Endziele des Lebens für solche, welche sich, wie sie beide, zur Theologie heranzubilden denken, verlangt aber schon vom Geistlichen nicht nur Glauben, sondern auch Verstehen. In Gottvertrauen hofft er bei seinem Abgange von der Schule einst zum Ziele zu kommen, doch schon mit dem Zusatze, ob ich nun Theologie oder was anderes studieren werde.

So zieht er auf die Universität nach Erlangen. Sein erster Schritt hinaus aus der Enge, bei dem er auf dem Bahnhofe in Hof das bunte Treiben »der großen Welt« betrachtet. In Erlangen empfängt ihn der Freund Berthold Schmidt, mit dem er »ein innengeistiges Leben, zu Nutz und Freude«, zu führen denkt. Im Sonntagsfrieden hören sie eine schöne Predigt von Thomasius und spazieren in der Abenddämmerung »unter dem blauen Himmel, an dem sich des lieben Gottes große und kleine Lichter entzünden. Die Abendglocken läuten. Alle Dörfer rings scheinen zu beten und in sich Einkehr zu halten«.

Von den Vorlesungen zieht ihn die Theologie bei Delitsch, die Philologie bei Nägelsbach an, und es ist seine Lieblingsidee, beide Studien so lange als möglich zu vereinen; mehr als drei Jahre müsse er ja doch studieren, »wenn je einmal die innere Stimme auf die akademische Laufbahn weisen sollte«. Nägelsbach, der besonders ausgesprochen Christ als Philologe bleibt, zeigt ihm den rechten Weg. Nägelsbach preist die Philologie gerade auch in ihrem Verhältnisse zur Theologie, die ihr ja wesentlich mit die Reformation verdanke. Auf diese Wissenschaft will er sich mit ganzem Fleiße wenden, und Gott gebe, daß es nicht ohne Erfolg bleibe.

B. vertauscht die Theologenuniversität Erlangen mit der Philologenuniversität Bonn, an der Welckers Stern noch abendlich leuchtete, Otto Jahn und Friedrich Ritschl in voller Kraft lehrten. Dort hat B. während eines reichlich bemessenen Trienniums seinen endgültig bestimmten wissenschaftlichen Kurs genommen, und in gesellschaftlichem Umgange ist in Bonn seine persönliche Entwicklung umstimmend beeinflußt. »Hier lernte ich zum ersten Male den großen freien Betrieb der Wissenschaft kennen, hier erweiterten sich meine Lebensziele und die pietistisch kleinstädtische Haltung streifte sich ab.« So hat er selbst später über seine Bonner Zeit geurteilt, in der es schließlich mit seiner Mutter zu ernsten, in Liebe geendeten religiösen Auseinandersetzungen kam. Vom schönen Rheintale sah er auf die arme Elster seiner Heimat zurück,

»die keinen Wein, keine Sagen, keine Burgen und keine lustigen Mädchen hat«. Aber bei aller Veränderung, viel von dem guten Grunde, der in seiner engen Jugendzeit gelegt war, ist seinem innersten Wesen doch auf die Dauer geblieben, wie denn auch das Verhältnis zu Eltern und Geschwistern, unter denen die Schwester Marie, später Pastorin Dreydorff, ihm besonders nahe stand, ein ständig inniges, teilnehmendes, fürsorgendes war.

Im Umgange fühlte er sich anfangs besonders angezogen durch das Haus Perthes, wo christlicher Geist »mehr offenbart, als ausgesprochen« sich kundgab. Auch bei dem Geographen Mendelsohn wird er zu Tafel geladen und verkehrt mit Pastor Schubring in Godesberg, dem Bruder des Erforschers von Sizilien. Mit am liebsten ist er dann im Hause des Fabrikbesitzers Sievers, ganz eingenommen von der Anmut und Weisheit der Frau. Schließlich nehmen aber den erst entschieden Widerstrebenden »die bedeutendsten Frauen, die hier existieren«, der Ritschlschen Familie ein. In deren Kreis wird er zuerst mit einer Schlittenfahrt nach Godesberg gezogen. Dann bringt er, statt die vorigen Male bei Perthes, 1861 den Weihnachtsabend bei Ritschls zu. Er fühlt sich immer mehr stark gefangen genommen, und es ist ein bleibendes Pietätsverhältnis geworden. Noch von seinen Reisen im Süden bringt er einen hübschen Marmorkopf an Frau Ritschl, damals schon in Leipzig.

Waren die Professorenkreise so für B. von Bedeutung, so war es nicht minder der Verkehr mit den Studiengenossen, einem damals wohl besonders ansehnlichen Kreise tüchtiger junger Leute. Unter ihnen verband er sich besonders nahe mit Karl Dilthey. Beide arbeiteten auf verwandten Gebieten der griechischen Poesie. Bei Tisch und nach Tisch wurde gern im ganzen Kreise über griechische Epigramme diskutiert, ja eigene Epigramme, welche die beiden sich zusandten, wurden vorgetragen und kritisiert. Hier scheint etwas in B.s eigenster Natur Liegendes — er selbst sagt einmal, es kommt nichts in uns hinein, als was schon in uns war — gefördert zu sein, was auch zum Gepräge seines Stils als Schriftsteller beigetragen, ja auf sein wissenschaftliches Vorgehen Einfluß gehabt haben mag, ein Trieb, sich nicht gern am zu Einfachen genügen zu lassen.

Es brachte eine Ausweitung seiner Gedankenarbeit, daß er seine Kräfte bei dem damaligen Bonner Privatdozenten Überweg in einem Privatissimum über Kants Kritik der reinen Vernunft übte und sich zur Bewerbung um einen kleinen akademischen Preis über Raum und Zeit bei Aristoteles, Leibniz, Kant und Herbart leiten ließ, den er gewann.

In einer brieflichen Auseinandersetzung legte er aber schon im Januar 1860 den Eltern dar, wie er sich auf Archäologie, auf Kunstgeschichte, als einen Teil der gesamten Philologie konzentrieren wolle. Als Lehrer war hierzu B.s Führer Otto Jahn, der ihn im Mai 1861 zum Senior des archäologischen Seminars machte; in das philologische war er schon im Jahre vorher aufgenommen worden. Die gewählte Studienrichtung kam dann in seiner ansehnlichen Dissertation über die auf bildende Kunst bezüglichen Epigramme der griechischen Anthologie zum Ausdruck. Er promovierte im August 1862 mit dem Prädikat *magna cum laude.*

Von den zwei Berufswegen, welche nun vor ihm lagen, Universität oder Gymnasium, setzt er sich für das letztere im November 1862 durch die in Bonn bestandene Staatsprüfung in den Stand. Schon vorher siedelte er nach

Berlin über, wo er bei Frau Guttentag, einer Schwester von Frau Ritschl, wohnte, und dann als Probekandidat am Joachimstaler Gymnasium Beschäftigung fand. In dem neuen Elemente ist er hier in gehobener Stimmung, berichtet über Personen und Dinge launig in Briefen an seine Mutter. Dann, Ostern 1863, vertauscht er Berlin mit Schulpforta, wo er an der Seite sehr tüchtiger älterer Kollegen als Adjunkt an der Fürstenschule seinen Platz findet. Der Archäologe in ihm wirft sich dort auf die Schulsammlung von Gipsabgüssen. An deren Neuaufstellung schließt er die Ausarbeitung und Drucklegung eines die einzelnen Werke erläuternden, zur Betrachtung anleitenden Katalogs.

Die für den Archäologen notwendigen Reisen nicht aufzugeben, mahnt ihn Otto Jahn. Die Dresdener Sammlung hatte er schon während seiner Bonner Zeit gesehen, zum Studium der Berliner dort zwar nicht viel Zeit gefunden. Von Pforta geht er dann nach München, zumal der Vasen wegen, deren Studium Jahn dort neu belebt hatte. Er studierte sie gemeinsam mit Adolf Klügmann. In der Behandlung dieses Themas ist er später weitergegangen. Drei andere, welche er seinem Vater damals als solche, für die er sammeln wolle, nennt, sind nicht zur Durchführung gekommen: griechische Sarkophagreliefs, Porträts und Winckelmanns Leben, »das ein Bild seiner Zeit wäre«. Für das letztere kam ihm Carl Justi zuvor. Während der Drucklegung des Pfortaer Katalogs erfolgte die günstige Entscheidung über B.s Bewerbung um ein Reisestipendium des damals noch preußischen Archäologischen Instituts, gleich mit der Aussicht auf eine Ausdehnung auf zwei Jahre.

Die Reise wird über das alte Erlangen angetreten, geht weiter durch die Schweiz und Südfrankreich. Ruhig, gleichmäßig — der Strom seines Lebens ist jetzt im richtigen Bette — und mit äußerster Vielseitigkeit berichtet er den Seinigen von der Reise über jedes kleine Erlebnis, jede kleine Anschauung und Beobachtung, mit Liebe und mit Humor. Ein Kabinetsstück seine Schilderung von Zürich. Für alles, Landschaftliches und Menschliches, Gegenwärtiges und Vergangenes, neben seinen eigentlichen Studienobjekten, ist er da, für die Sachen, die »nicht nur den Archäologen, sondern den Menschen« angehen. »Sein bißchen Zeichnen« bildet er mit Freude an den antiken Resten aus. Künstlerisch regt es sich in ihm, wenn er bei aller festprotestantischen Gesinnung, der er angesichts der päpstlichen Reminiszenzen in Avignon Ausdruck gibt, den reformierten Gottesdienst in der Schweiz zu schlicht findet. In Cette sieht er zuerst das Meer; »man steht da vor ihm, wie ein Kind vor dem Leben, staunend, ohne zu ahnen, was da alles begegnen kann«. Auch ein Erstes ist ihm in Marseille die große Hafenstadt, das an einen Punkt konzentrierte Bild des Handels. Mit der Einschiffung schließt er ab: »Nun habe ich Euch einmal von den Dingen dieser Welt geschrieben, welche ich, je älter ich werde, je mehr schätze; ich werde vielleicht noch einmal ein Gourmand, *mais pas d'un mauvais caractère*«.

Auf der Seefahrt mit ihren Wechselfällen tritt hervor die Sehnsucht nach Rom. Und als er da ist: »Denkt an die schönste Bewegung Euerer Seele, die Ihr je gehabt habt, und Ihr habt entfernt eine Ahnung von der Wonne, die mich durchströmt. Nie war ich in solcher Seligkeit.« In Rom wird es ihm offenbar für das Briefschreiben zu viel. Er landet in der Casa tarpea, Zeiten Henzens und Brunns, »des neue Wege Weisenden«. Er nimmt an den Führungen

in den Museen und an den Abenden bei Brunn teil. Kekulé findet er als Stipendiaten vor, dann auch Richard Schöne, neben dessen Gelehrsamkeit ihn die künstlerische Seite mit dem Zeichnen, »bei dem alles sich in Schönheit wandelt«, anzieht. Mit ihnen und anderen Genossen, Justi, Otto Hirschfeld, Helbig, Nissen und Ulrich Köhler, mit dem er in Athen wieder zusammenkam, geht er mit offenen Augen durch Rom, in die Umgegend und bis Neapel. In Olevano ist der jüngere Preller mit ihm. Der Verkehr mit Künstlern, die Abende beim Maler Dreber, sind ein anregend Neues für ihn, etwas, das ihm später zumal Wien wieder bot. Den Bonner Studienfreund Heinrich Hirzel rafft an seiner Seite der Typhus hin. Der andere Bonner Intimus Karl Dilthey kommt: »mit ihm lebt sich's gut«. Mit Albert von Zahn, der später in Weimar und Dresden war, sieht er die Fackelbeleuchtung der Antiken im Vatikan, abends nimmt er am Aktzeichnen in einer Akademie teil. Auch Adolf Klügmann ist da; »mit ihm beschreibe ich vielleicht die Sammlung im Lateran«. Diese große Arbeit, die Reihe gründlicher deutscher Beschreibungen von Antikensammlungen eröffnend, unternimmt er dann aber und vollendet sie gemeinsam mit Richard Schöne. Das Jahr 1866 bringt ihm das Schwere des Todes seines Vaters, weshalb er auf kurze Zeit wieder in die Heimat reist. Auf der Rückreise übernimmt er für Mommsen, diesen von ihm ganz besonders Verehrten, Besorgungen in der Laurentiana in Florenz.

Die römische Zeit hat wieder gewaltig B.s Ausbildung gereift, aber auf das Feld seiner größesten späteren Leistungen führte ihn erst das Jahr 1867. Mit Schöne und Bormann geht er nach Sizilien, im Herbst mit Kekulé und Schöne nach Griechenland, von da kehrt er noch einmal nach Sizilien zurück, wo er den Plan zweier größerer Arbeiten verfolgt. Er kostet das Leben mit seinen Hemmnissen auf antikem, jetzt verwildertem Boden, in Girgenti wegen mangelnden Passes verhaftet, in Centorbi als Fremder angestaunt, »wie wenn ein Bär nach Greiz käme«, beim Nachtigallengesang in Terranuova heimatlich gestimmt, »als wäre ich wieder ein Kind«. Auf der Fahrt nach Griechenland werden sie von Syra der Quarantäne halber nach Smyrna verschlagen. Scharf auf alles Einzelne achtend, sieht er so viel Neues in wenigen Tagen und betritt auch zu kurzem Besuche den Boden von Ephesos, den Platz, auf dem er später wirken sollte, denkt schon damals, die Topographie von Ephesos wäre eine lohnende Arbeit. In Athen schildert er scharf den damaligen Zustand: »Nichts als Altertümer, wofür sich man interessieren kann. Aber alles neu und Alles groß.« Mit einem Dragoman machen die Reisegenossen die übliche kleine Peloponnestour, in die Argolis und nach Korinth. Er empfindet und spricht noch sehr als Fremder in dem Lande, in dem er später so heimisch werden sollte.

Nun kehrt er allein nach Sizilien zurück, um die zwei großen Arbeiten zu fördern, zu denen der Verleger Guttentag in Berlin ihn entgegenkommend in den Stand gesetzt hat, die griechischen und sizilischen Vasenbilder und die Metopen von Selinunt. In pietätvoller Erinnerung an seine Schulung in Bonn widmet er das eine Otto Jahn, das andere Friedrich Ritschl. Die Vasenbilder sind neben der gelehrten Behandlung ausgezeichnet durch das Bestreben, die Abbildungen in einfachen Umrissen den künstlerischen Charakter der Originale wiedergeben zu lassen. Damit ging er einen entschiedenen Schritt hinaus über das, was bis dahin in fast mehr schematischen und sich auf das gegenständliche

Interesse beschränkenden Publikationen geboten wurde. Auch in dem Werke über die Metopen bemüht er sich, der richtigen Wiedergabe der Kunstwerke, hier mit Zuhilfenehmen des photographischen Verfahrens, gerecht zu werden, in der Behandlung aber die Skulpturwerke im Zusammenhange mit den sie tragenden Bauten und diese wieder im Zusammenhange mit dem landschaftlichen Ganzen, dem sie angehören, zu erfassen. Hier ist der ganze Benndorf seiner späteren Unternehmungen, so weit es dem einzelnen möglich war, fertig; und so auch im Persönlichen zeigt er die ganze Energie und Zähigkeit, die ihn später zu noch Größerem geführt hat. Die Schwierigkeiten, die ihm Museumskustoden bereiten wollen, bezwingt er im geduldigen Aushalten und für den äußersten Fall durch Zurückgreifen auf das Anrufen seines Gesandten. Was den Archäologen im Felde erwartet, nimmt er möglichst gleichmütig hin, rüstig zu Pferde, wenn andere Verbindungen versagen, und im Nachtquartier in Selinunt bei einer armen Familie, mit der er sich von aus dem Felde geholtem Broccolikohl mit Salz und Pfeffer — Öl hatten sie nicht, so wenig wie Brod oder Wein — den Hunger stillt, und auf deren Lager voller Flöhe er kampiert. »Der Aufenthalt in Selinunt«, schreibt er dann, »hat mir wunderbar wohl getan, fast wie ein Bad. Ich fühle mich nach den mannigfachen Strapazen wie neugekräftigt.«

Von Sizilien wieder nach Rom, und nun gingen die jugendlichen Wanderjahre zu Ende. Im März machen sich die drei dort im Süden verbundenen Freunde, Kekulé, Schöne und Benndorf, auf den Heimweg; B. reist mit Schöne bis Florenz, wo sie Rudolf Schöll begegnen. B. hat noch einmal bei Jahn um Rat gefragt und habilitiert sich 1868 in Göttingen; die Stadt, wo die Kunst nur durch den Lithographen H. vertreten ist, schrieb er einmal. Es war freilich ein starker Gegensatz gegen die Fülle der Anschauungen, aus der er eben kam. Und begreiflicherweise, wie er aus dem Vollen nach oben strebte, war er zum doch gebotenen Zurücktreten gegen ältere Fachgenossen am Platze innerlich nicht immer aufgelegt Eines wurde ihm wie zur Begrüßung aus nächster Nähe geboten. Zu Anfang Oktober des Jahres seiner Habilitation wurde bei Hildesheim der große Silberfund gemacht, und B. war mit raschem Blicke unter den Ersten, für den anfänglich mehrfach bezweifelten antiken Ursprung der Fundstücke unbedenklich einzutreten.

Anstatt sonstigen archäologischen Gewinns bot ihm aber Göttingen etwas Besseres, seine Verlobung mit Sophie, der Tochter des Physiologen Rudolf Wagner, eine Verbindung, die sein Glück bis an sein Lebensende blieb. Denn zusammen alt werden rühmte er mir einmal als etwas besonders Schönes. Und an drei Kindern konnten sie mit der Zeit ihre Freude haben, die zur Selbständigkeit zu erziehen B. besonders am Herzen lag.

Zunächst führte ein Ruf B.s an die Stelle von Bursian das junge Paar nach Zürich. Es war dort eine kurze, aber auch durch anregend fördernden Umgang glückliche Zeit. Es fand sich dort ein ganzer Kreis hervorragender Persönlichkeiten, unter ihnen Gottfried Semper, dem sie näher traten, wie auch Gottfried Keller und die auf das liebenswürdigste entgegenkommende Familie Wesendonck. Vor allem aber knüpfte sich die Freundschaft an mit Adolf Exner. Was sie ihm auf die Dauer war, hat B. später in einem Nekrologe Exners warm empfunden ausgesprochen. Nach häßlichen, auf die Deutschen in Zürich bei ihrem Friedensfeste 1871 gerichteten Angriffen, hielt es B., da die Kantonregierung keine Sühne

gewährte, für Ehrenpflicht, seine Professur niederzulegen, obwohl er damit eine gesicherte Existenz ohne Ersatz aufgab. Er fand einstweilen, dank Heinrich Brunn, einen Platz als Honorarprofessor in München. Er folgte aber bald einer Berufung nach Österreich, an die Universität nach Prag, Ostern 1872. Damit war B. in seinem 34. Lebensjahre an die Stelle versetzt, an welcher ihm die Möglichkeit geboten wurde, das auszuwirken, was im vollsten Maße in ihm als fertigem Manne vorbereitet lag. Persönlich hat er in Österreich warme Freundschaft, große Gunst und hohe Anerkennung gefunden, ist auch Abneigungen begegnet, wo er mit sehr persönlich vordringendem Streben für seine Sache Rücksichten außer Augen setzen, andere verstimmen konnte. Er war keiner von den Konzilianten, sagt ein ihn warm verehrender Verfasser eines Nachrufs.

Schon in Prag fing er an, sich über sein Lehramt am Platze hinaus zu rühren, bereiste mit dem ihm als Kollegen wieder zugeführten Otto Hirschfeld das Gebiet des alten Daciens und nahm an der zweiten Expedition nach Samothrake teil. Deren Resultate sind großenteils, namentlich in der Untersuchung über das Nikedenkmal, wie es Caspar von Zumbusch ergänzte, im zweiten Bande des Werkes von ihm veröffentlicht worden. Es war der Übergang zu seiner Berufung nach Wien an die Stelle von Conze.

Die große Zahl von ergebnisreichen, auch wo sie zu bestreiten waren durch energisches Vorgehen förderlichen Arbeiten, welche B. fernerhin lieferte, die großen Unternehmungen und Schöpfungen, welche er in Wien ins Leben rief, leitete und durchführte, sie gehen alle in einem Großen auf, der Hebung der archäologischen Studien in Österreich, deren Führung aus bescheidenen Anfängen in die erste Reihe der Leistungen der übrigen an der Wiedererweckung des klassischen Altertums beteiligten Nationen, mit ansehnlicher Bereicherung zugleich der kaiserlichen Antikensammlungen. Unermüdlich war er dabei auch in der früher von Eitelberger von Edelberg inaugurirten Fürsorge für die österreichischen Provinzial-Altertümer und -Sammlungen. Es seien hier nur die unter Majonicas Verwaltung gestellten in Aquileja genannt und ganz besonders die in Dalmatien mit dem reichen Mittelpunkte in Spalato. Hier griff George Niemann mit ein, und das Zusammenwirken mit Franz Bulič gestaltete sich zu einem Freundschaftsbunde.

Die Einzelarbeiten, Abhandlungen, Aufsätze, Berichte und Rezensionen, die B. vor und nach seinem Eintritte in Österreich lieferte, sind so zahlreich und wertvoll, daß sie allein schon als eine Lebensleistung gelten könnten. Von den in Wien entstandenen sei nur eine hervorgehoben, die Abhandlung in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften über antike Gesichtshelme und Sepulkralmasken, in der eine bis dahin wenig beachtete, höchst merkwürdige Denkmälerklasse aus dem verstreuten Material gleichsam erst geschaffen und dem Verständnisse zugeführt ist. Schon über die Studierstube hinaus auf Arbeit im Felde gegründet ist B.s Betätigung an der Erforschung und Herausgabe des *Tropaeum Traiani* von Adamklissi in der Dobrutscha. Auch sonst hat er den Balkanländern persönlich und durch seine Schüler und mit Entgegenkommen der dort einheimischen Forscher fortgesetzt Aufmerksamkeit gewidmet, zuletzt auch als Obmann der Balkankommission der Akademie der Wissenschaften. Um seinen Blick durch die Anschauungen dort zu erweitern, besuchte B. auch 1877 Paris, zusammen mit Exner, und 1880 London.

Schon in den 80er Jahren hatte er seine Hand ausgestreckt nach Kleinasien und einen glänzend glücklichen Griff getan. Es war die auf Grund einer fast verschollenen Kunde scharfsinnig und energisch vollführte Entdeckung des skulpturengeschmückten Heroons von Giölbaschi in Lykien, dessen Überführung nach Wien im Vereine mit Ingenieur von Knaffl und im Vereine mit George Niemann dessen Herausgabe; das schönste Werk, das er hinterlassen hat, ist mit einigem Rechte gesagt worden. Und der Blick auf das Einzelmonument erweiterte sich ihm sofort auf die ganze denkmälerreiche Landschaft und ihre Nachbargebiete, wozu er zahlreiche Kräfte zur Spendung der Mittel und zur Ausführung und Herausgabe der Reisen in Bewegung zu setzen und die kräftige Unterstützung seitens der kaiserlichen Regierung mit Inanspruchnahme auch der Kriegsmarine zu erwirken wußte. Die beiden Bände der Reisen im südwestlichem Kleinasien, 1884 und 1889 unter Mitwirkung und selbständiger Beteiligung George Niemanns, Eugen Petersens und Felix von Luschans erschienen, sind nur ein Anfang dessen, was B.s organisatorisches Wirken in Kleinasien noch weiter fördern sollte.

Dieses Wirken ins Weite ging durch B. von der Lehrkanzel der Archäologie an der Wiener Universität aus. Die hier als das Nächste geforderte Leistung wurde voll daneben erfüllt. Unermüdlich als Dozent, ein Meister des Vortrags, wie er sich auch bei Vorträgen außer der Universität zeigte, hat B. eine Wiener Archäologenschule herangebildet, der er nach den Studienjahren sofort die Mitarbeit an großen Aufgaben zu bieten vermochte. Als Hilfsmittel für den Unterricht schuf er die archäologische Universitätssammlung, setzte die von seinem Vorgänger begonnenen, von ihm aber mit gesteigerten Anforderungen hergestellten Vorlegeblätter für Archäologische Übungen in fünf Lieferungen fort und brachte die archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich Ungarn, zuerst gemeinsam mit Otto Hirschfeld, dann mit Eugen Bormann bis zum 20. Jahrgange (1897). Die Abhandlungen des archäologisch-epigraphischen Seminars schließen sich dem an.

Die in der bescheidenen Form einer, wenn auch weitgreifenden Lokalzeitschrift gehaltenen »Mitteilungen« verwandelte B. dann in eine archäologische Zeitschrift ersten Ranges, indem er vom Jahre 1898 an ihre Stelle die »Jahreshefte« des gleichzeitig ins Leben gerufenen Österreichischen Archäologischen Instituts setzte. Zum gediegenen und höchst mannigfaltigen Inhalte wußte er diese Jahreshefte auch durch geschmackvolle Ausstattung wirkungsvoll zu empfehlen. Ein solcher Vorzug zeichnete bereits die kleinasiatischen Reisewerke aus, bei denen wir Niemanns Mitwirkung nicht vergessen wollen.

Das Österreichische Archäologische Institut, mit kaiserlicher Entschließung vom 15. März 1897 genehmigt, trat 1898 als ein Gesondertes neben die Lehrkanzel der Universität, und B. zog die Konsequenz, indem er sein Lehramt aufgab, um als Direktor des Instituts sich ganz dessen Ausbau zu widmen. Der neuen Schöpfung wußte er sofort eine große Aufgabe in die Wiege zu legen, die bereits seit 1895 mit Privatmitteln begonnene Ausgrabung von Ephesos. Damit führte er etwas in großem Maßstabe aus, das, wie wir erwähnten, schon einmal auf jugendlicher Wanderung als flüchtige Idee vor ihm aufgestiegen war. Die Ausgrabungen, bis jetzt noch nicht beendet, haben die Archäologie mit einer Fülle von planmäßig an den Tag gebrachten Denkmälern bereichert und den Wiener Antikensammlungen neuen glänzenden Erwerb gebracht. Im

Jahre 1906 ist der erste stattliche Band der »Forschungen in Ephesos« erschienen, wieder in gewohnter, auch äußerlich vollendeter Form. Neben den Beiträgen seiner trefflichen Mitarbeiter hat B. da seine Ansichten über die Stadtgeschichte von Ephesos umfangreich entwickelt, gestützt ebenso auf Orts- und Denkmälerkunde, wie auf die schriftlichen Quellen. Das zeichnete ihn ja von früh an schon aus, daß er für jede Aufgabe das gesamte, auch verschiedenartigste Material herbeizuziehen bemüht war. Im besonderen hat er in jenem Ephesosbande noch eingehend die schöne Bronzestatue eines griechischen Athleten kunsthistorisch behandelt.

Das Österreichische Archäologische Institut steht am Abschlusse der Laufbahn Otto B.s, ein Bau vom erfahrenen Meister am rechten Orte errichtet. Es soll in gleicher Weise die Sorge umfassen für die antiken Denkmäler auf Österreichs eigenem Boden und die sich daran schließenden Provinzialmuseen, wie auch für das Studium der vor Österreichs Tür gelegenen altgriechischen Gebiete. Es soll auch einen befruchtenden Einfluß auf den Gymnasialunterricht auszuüben suchen.

Zu einheitlicher Leitung steht an der Spitze ein Direktor, dem die an ihren Aufenthaltsorten, besonders Athen und Smyrna, nicht allzufest gelegten Sekretare unterstellt sind. Das Interesse allgemein zu erregen, sind alle Professoren der Altertumswissenschaft an den österreichischen Universitäten Mitglieder des Instituts und treten wenigstens einmal im Jahre zur Entgegennahme des Jahresberichts zu einer Versammlung in Wien zusammen, der auch Vertreter der Regierung und besondere Förderer der Anstalt beiwohnen. So wollte B. für die Archäologie in Österreich die mannigfachen Arbeitskräfte zu dauerndem Wirken zusammenschließen, deren diese Wissenschaft bedarf, wenn sie in umfassender Weise ihre Aufgaben so lösen soll, wie es kein einzelner vermag. Mit dieser Schöpfung wirkt B. besonders belebend nach. Zu den bleibenden Aufgaben, welche dem Institute gesteckt sind, gehört als eine große die Sorge für die Sammlung der kleinasiatischen Inschriften, welche dank der Liberalität des Fürsten Johann von Liechtenstein bei der Wiener Akademie unternommen werden konnte. Der erste Band (*Tituli Lyciae, lingua Lycia conscripti* von Kalinka) erschien 1905. Aus B.s Vorrede ersieht man seinen Anteil am Zustandekommen des Unternehmens.

Der wissenschaftliche Stützpunkt auch für die Unternehmungen des Instituts, die sich vornehmlich nach Kleinasien richteten, sollte aber Athen sein. Hier war nach Adolf Wilhelm B.s lieber, ihm und der Wissenschaft zu früh entrissener Schwiegersohn Wolfgang Reichel als Sekretar ansässig, Rudolf Heberdey folgte, und es war noch eine Sorge B.s, daß hier für sein österreichisches Institut, wie für die der anderen Länder, eine eigene feste Behausung geschaffen würde. Nur die Grundsteinlegung hat er noch erlebt, wenn er auch nicht selbst dabei zugegen sein konnte. Es war eine letzte Lebensfreude. Jetzt steht das Haus fertig, und B.s gedenkt man in ihm.

1905 reiste B. noch einmal nach Kleinasien, um in Ephesos nachzusehen. Schon war er leidend, aber nach seiner Rückkehr ließ er sich doch nicht abhalten, abermals aufzubrechen nach Aquileja, wo er den noch unfertigen Museumskatalog nicht im Stiche lassen wollte. Das war sein letzter wissenschaftlicher Ausflug. Noch einmal, 1906, als schon die Schatten über ihm lagen, war es mir vergönnt, mit ihm in Teichhof bei Graz, wo er das Haus seines Sohnes hatte,

zusammenzusein, auch ihn im Dezember in Wien zu besuchen, wo er noch an einer kurzen Abendzusammenkunft teilnahm. Nach einem Monat war er nicht mehr. Still und einfach, wie er es gewünscht hatte, haben sie meinen Freund zu Grabe getragen.

B. war einer der Deutschen, welche mit aller Kraft und mit Erfolg in Österreich gewirkt haben. Seine Familie ist dort heimisch geworden, wie so viele von Eingewanderten aus dem Reiche seit Jahrhunderten, und er selbst fühlte sich zu Hause auf dem Boden seiner Hauptlebensarbeit, nahm lebhaften Anteil auch an den politischen Vorgängen. Er hatte das Bewußtsein, mit dessen Ausdrucke er einigen auswärtigen Freunden gewidmete Verszeilen schließt:

»Deutsch auch hier ist die Erde! und würde ich weiter verschlagen,
So weit würde sie deutsch, als sie das Grab mir gewährt.«

Ein Verzeichnis der im Drucke erschienenen Arbeiten Benndorfs ist gegeben in den Jahresheften des Österreichischen Archäologischen Instituts 1907, Beiblatt, S. 109—120.

Die Familie Benndorfs hat mir zur Benutzung anvertraut ein Tagebuch B.s aus seinen Schülerjahren in Plauen, seine Briefe namentlich an Eltern und Geschwister und Aufzeichnungen über seine Reisen im Süden als Stipendiat des Archäologischen Instituts, auch eine, schon von Bormann benutzte kurze Selbstbiographie, welche er für einen Sohn seines Bruders diktierte. Benutzt habe ich sonst noch von Nachrufen die von Bormann (»Neue freie Presse« 15. Dezember 1907), Bulič (*Bullettino Dalmato* 1907, S. 173 ff.), Siegm. Exner (»Neue freie Presse« 3. Januar 1907), Frankfurter (»Fremdenblatt« 13. Dezember 1907), von Hartel (»Neue freie Presse« 3. Januar 1907), L(oehr) (»Wiener Zeitung« 25. Januar 1907), Majonica (»*Osservatore Triestino*« 26. Januar 1907), Reisch (»Neue freie Presse« 2. Januar 1907 und im Rektoratsberichte der Wiener Universität 1907, S. 35 ff.), von Schneider (Jahreshefte des Österreich. Archäol. Instituts 1907, Beiblatt, S. 1 ff.), Swoboda (Monatsschrift »Deutsche Arbeit« VI, 6). Ich verdanke die Mitteilung der meisten dieser Nachrufe, zu denen auch der im Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Instituts 1907, Anzeiger S. 1 ff. und der im Almanach der Wiener Akademie der Wiss. 1907, S. 250 (von Karabazek) hinzutreten, dem Nachfolger Benndorfs in der Direktion des Österreichischen Archäologischen Instituts, Robert von Schneider.

Nach einer guten Photographie aus Benndorfs letzten Jahren sind die Heliogravuren im Almanach der Wiener Ak. d. Wiss. a. a. O. und in den Jahresheften des Österreich. Archäol. Institutes 1907, Beiblatt S. 1 veröffentlicht. Benndorfs Bild ist auch unter denen der kunstverständigen Freunde Nikolaus Dumbas auf dem im Besitze der Familie Dumba befindlichen Gemälde von Hans Temple. Seine Büste von der Bildhauerin Hella Unger, William Ungers Tochter, hat die österreichische Regierung zur Aufstellung im Institutshause in Athen erworben.

Conze.

Schönborn-Buchheim, Graf von, Friedrich, * am 11. September 1841 als jüngerer Sohn der jüngsten Linie eines deutschen reichsunmittelbaren Geschlechts in Prag, † am 21. Dezember 1907. — Er war der glückliche Erbe einer hohen ethischen und ästhetischen Kultur. Heroische Lebensauffassung, ein Menschenalter früher durch die Befreiungskriege gezeitigt, klang in seiner Generation noch lebhaft nach und ließ ihn über die Kleinlichkeiten und Nichtigkeiten des Lebens weit hinwegsehen.

Körperlich rüstig, ein guter Jäger und in jungen Jahren ein tüchtiger Fechter, war er doch nichts weniger als Sportsmann im gewöhnlichen Sinne. Leben und persönliches Schicksal stand für ihn im Dienste höherer Interessen, ihm war es selbstverständlich, daß man alles an seine Überzeugung und seine Ehre setzen müsse.

Mütterlicherseits stammt er von einer Gräfin Brühl und war durch sie mit dem Unterrichtsminister Grafen Leo Thun, auch dem Sohne einer Gräfin Brühl, verwandt. Von ihren Müttern erbten beide Männer das tiefe religiöse Empfinden, den idealen Schwung und die Begeisterungsfähigkeit. Auch sonst glich Sch. seinem Onkel Leo Thun an Herzensgüte, an Verständnis und Achtung für fremde Überzeugungen.

Wesentlich charakterisiert ihn noch die Liebe zur bildenden Kunst. Auch hier dürften Tradition und Vererbung zusammengewirkt haben; hatten doch zwei Grafen Schönborn als Fürstbischöfe von Würzburg die herrliche mit Fresken Tiepolos geschmückte Residenz erbaut.

Die Richtung, in der er politisch wirken sollte, war ihm — wie fast allen Menschen — durch Jugendeindrücke bestimmt. Die böhmischen Aristokraten, wie sie noch Goethe in Karlsbad gefunden hatte, waren ausgestorben. Sorgloser Lebensgenuß, Musik und ein in gesicherter privilegierter Stellung naiver Liberalismus bildeten nicht mehr die Merkmale des großen Herrn. Die Romantik hatte das ihrige getan, und die Forderungen des Jahres 1848 hatten an die Tore der Schlösser gepocht.

In der Zeit, als Sch. erzogen wurde, rüstete der böhmische Hochadel zur Abwehr der herrschenden liberalen Ideen, deren Träger die Deutschen waren, und suchte Anschluß an die nationalen Bestrebungen der Tschechen. So wurde Sch. ein eifriges Mitglied der Partei, die als föderalistisch oder feudal-klerikal bezeichnet wird, und ihr blieb er sein ganzes Leben treu.

Irrig wäre es übrigens anzunehmen, daß die Anhänger dieser Partei durch ihr Gebaren den Satz zur Geltung bringen, es müsse »Herren und Knechte« geben. Ihr Lager umfaßt viele Persönlichkeiten, die nicht nur durch verbindliche Manieren, sondern auch durch wirkliche Humanität manchem demokratischen Doktrinär zum Vorbilde dienen könnten. Dieser Typus fand in Sch. seinen vollendeten Vertreter: Warmherzigkeit, Milde und tiefe Menschlichk[illegible] bildeten den innersten Kern seines Wesens.

Seine Jugend verlief ruhig und gleichmäßig. Er war ein eifrige[illegible] der Juristenfakultät in Prag und trat mit seinen Lehrern in rege [illegible] Beziehungen. Habietinek, Brinz, Esmarch und Randa bewahrte [illegible] lang dankbare Verehrung. Nachhaltigen Einfluß hat aber au[illegible] Neophyt Löwe genommen, der als Professor der Philosophie an [illegible] samen Universität in Prag wirkte, eine bedeutende, ganz [illegible] lichkeit. Graf Sch. gedachte Löwes auch in einer sein[illegible] benützte seine Figur zu einer Kritik des Rassenantisem[illegible] Löwes lief darauf hinaus, wissenschaftliche Gru[illegible] Katholizismus zu liefern. Aber auch wer die Gr[illegible] teilte, mußte sein imposantes Wissen und s[illegible] Systeme bewundern.

Nachdem er den Grad eines Dokto[illegible] Graf Sch. größere Reisen und bereitete s[illegible] Berufe vor.

In den Jahren 1870 und 187[illegible] und Österreich«, eine staatsrecht[illegible] neuen« (Glaserschen) »Strafgese[illegible] Stellungnahme des Verfassers [illegible]

Auf seinen Reisen suchte und fand er Beziehungen mit Künstlern und Männern der Wissenschaft. Als junger Mann schon war er ein eifriges Mitglied des Prager Dombauvereines und wirkte bescheiden, aber begeistert für die Erhaltung der Denkmale seiner Vaterstadt, an der er zeitlebens mit inniger Liebe hing.

Doch schon kam für ihn, den jungen Aristokraten, der seinen politischen Meinungen publizistisch Ausdruck gegeben hatte, die Zeit, da er im Staatsleben tätig werden sollte.

Graf Taaffe, der nach dem Sturze des liberalen Kabinetts Auersperg die Regierung übernommen hatte, setzte es sich zur Aufgabe, den konservativen Elementen auch in der Verwaltung wieder das Übergewicht zu sichern. So kam es, daß Sch., der im Jahre 1880 als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus des Reichsrates berufen worden war, bald darauf zum Statthalter in Mähren ernannt wurde, ohne vorher Beamter gewesen zu sein. Seine Amtsführung fiel schon in die Zeit, da die Deutschen, denen noch in den 60 er Jahren auf allen Gebieten der geistigen und materiellen Kultur in den Sudetenländern die Führung zukam, zugunsten der Tschechen immer mehr an Boden verloren. Dieser Prozeß konnte durch Maßregeln der Regierung gehemmt oder gefördert, aber weder hervorgerufen noch verhindert werden. Es wäre also müßig, je nach der Parteistellung des Urteilenden, Verdienst oder Schuld an diesem Vorgange einzelnen Menschen beizumessen. Richtig ist aber, daß diese Entwicklung in den Intentionen der Regierung des Grafen Taaffe und der damaligen Reichsratsmajorität lag, daß sie auch den politischen Überzeugungen des Grafen Sch. gemäß war, daß er sie daher förderte. Nicht nur der Mangel bureaukratischer Routine verhinderte ihn, — anfangs wenigstens — dabei jene Zurückhaltung zu beobachten, die ein alter Beamter an seiner Stelle für selbstverständlich gehalten hätte. Es entsprach auch seiner Offenheit und Wärme, sich selbst … die Bresche zu stellen.

Er ließ sich in Proßnitz, das bisher in den Landtag deutsch und liberal … hatte, als Kandidat der Regierungspartei aufstellen und drang durch. … er sich so den Deutschen gegenüber exponiert hatte, legte er bald … Mandat nieder, wozu wohl auch die Beurteilung beigetragen haben … anze Vorgang im deutschen Lager gefunden hatte.

… einer Verwaltung fällt auch der Versuch der Tschechen, sich … ner die Majorität zu verschaffen. Dieser gelang zunächst … daß alle deutschen Stimmen für ungültig erklärt wurden, … derselben Wahlgruppe lauteten. Allein die Regierung … iederlage der Deutschen in allen Wahlkörpern mehr … esen zu sein; die Deutschen setzten die Neuwahl … dabei das System, das ihre Gegner schon früher … ndem sie ihre Stimmen nur Kandidaten aus … und erwarben so wieder die Majorität. … Auslegung der Wahlordnung, sondern … Auslegung überrascht wurden, hatte den … diese Tatsache legten sie dem Grafen … nden und Gegnern sein begeisterter … nisse aus eigener Anschauung an … liche Liebenswürdigkeit.

Im Jahre 1888 übernahm er das Portefeuille des Justizministers im Kabinett Taaffe.

Der neue Minister war nie Richter oder auch nur Justizbeamter gewesen. Die rein technische Seite seines Berufes war ihm fremd. Allein seine menschliche Vorurteilslosigkeit, dann das liebevolle Verständnis für die Bedürfnisse der Bevölkerung und für die Forderungen der Zeit entschädigten ihn und sein Amt für diesen Mangel. Willig erkannte er überlegene Fachbildung und persönliche Tüchtigkeit anderer an und trachtete vor allem, für den legislativen Dienst des Justizministeriums hervorragende Kräfte zu gewinnen. Von ihm wurde Dr. Emil Steinbach, der spätere Finanzminister und Präsident des Obersten Gerichtshofes, den schon Glaser als jungen Mann in das Justizministerium aufgenommen hatte, zum Leiter der legislativen Sektion ernannt, und Sch. war es auch, der, nachdem Steinbach Finanzminister geworden war, Dr. Franz Klein zu dem Zwecke in den Dienst des Justizministeriums stellte, um die Reform des österreichischen Zivilprozesses durchzuführen.

Wie er selbst das Verhältnis zu seinen Mitarbeitern auffaßte, dafür geben seine eigenen Worte Zeugnis. Sie sind auch ein Beleg dafür, wie dieser »große Herr« persönlich bis zur Demut bescheiden sein konnte. Er sagte einmal, da von seiner Ministerschaft die Rede war:

»Ich habe ein sehr wesentliches Verdienst um das Zustandekommen der Zivilprozeßgesetze; denn jeder sogenannte Fachmann hätte naturgemäß den Inhalt der Gesetze durch seine eigenen Rechtsanschauungen beeinflußt, während ich, da ich einmal wußte, wen ich an Klein gewonnen hatte und wußte, was er im großen will, es vorzog, auf jede Einwirkung in Einzelheiten zu verzichten und meine wichtigste Aufgabe darin erblickte, ihm alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, was mir auch gelang; das hätte nicht bald ein Justizminister getan.«

Der große Erfolg seines Wirkens als Minister waren denn auch die Zi-
prozeßgesetze, die von ihm eingebracht, unter seiner persönlichen Mitwi-
in den gemeinsamen Sitzungen der permanenten Kommission des Herr-
und des Permanenzausschusses des Abgeordnetenhauses durchbe-
textlich festgestellt wurden. Daß dann die weitere Behandlung
seinem Nachfolger zufiel, vermag sein Verdienst nicht zu sch-

Was im Gebiete des Zivilprozesses gelang, blieb seinen
den Strafgesetzentwurf versagt. Dieser wurde im Jah-
im permanenten Strafgesetzausschusse des Abgeordnet-
treten und durchberaten, gelangte jedoch in ders-
zur zweiten Lesung. Von den unter der Ministerscha-
Gesetzen wären noch zu erwähnen die Gesetze ü-
und über die Entschädigung unschuldig Ver-

Wichtige Vorlagen, an denen die Just-
hatte und die während seiner Amtsführ-
Gesetz über die Errichtung und de-
Markenschutzgesetz und das inter-
Eisenbahnfrachtverkehr.

Das Gesetz über das Urhe-
wie die Zivilprozeßgesetze vo-
Anderes, wie z. B. die Entw-

und über Gemeindevermittlungsämter, blieben in der parlamentarischen Verhandlung unerledigt.

Nicht zu vergessen sind endlich mehrere Erlässe, die bezweckten, eine objektive und milde Haltung der Behörden in Strafsachen und eine einsichtsvolle und liberale Handhabung der Vorschriften über das objektive Verfahren in Preßsachen herbeizuführen.

Als Chef der Justizverwaltung war Graf Sch. das Muster gewissenhafter, unbefangener Pflichterfüllung; nichts stand ihm schon damals höher, als eine unbeeinflußte, objektive Rechtssprechung, und das war der Grundsatz, der ihn auch bei der Ernennung von Richtern leitete. Soweit er sonst auf die persönlichen Schicksale des Personals seines Ressorts Einfluß nahm, betätigte er immer wieder seine unvergleichliche Güte und Menschenliebe; doch konnte auch er strenge werden.

Einmal hatte ein Beamter des Justizministeriums einen Akt »liegen gelassen«, der die gnadenweise Nachsicht einer geringfügigen Arreststrafe zum Gegenstande hatte. Der Minister erkundigte sich darum und erhielt zur Antwort, es handle sich um eine Bagatelle, die keiner besonderen Aufmerksamkeit wert sei. Da wurde Sch. ungeduldig. Das sei kein einer Behörde würdiger Standpunkt, sagte er; es sei Pflicht, alle Angelegenheiten ausnahmslos mit Aufmerksamkeit zu behandeln, und zumal solche, die die Ehre und Freiheit der Mitmenschen betreffen. Diese Gesinnungen leiteten ihn bei seiner Mitwirkung am Begnadigungsrechte der Krone. Gewissenskämpfe verursachten ihm die Anträge, die er wegen Vollzuges der Todesstrafe zu stellen hatte. Selbst ein einhelliges Votum des Kassationshofes bot ihm keine volle Beruhigung. Einmal, vor dem Vollzuge der Todesstrafe eines Menschen, der mehrerer Morde schuldig erkannt worden war, brachte er die Nacht schlaflos zu. Immer aber, wenn ihm Strafsachen vorlagen, trachtete er, sich in die Seele des Verurteilten zu ver-
zen und trieb hier im stillen jene praktische Psychologie, deren Betätigung
Richter nicht selten durch das Gesetz versagt ist.

die letzte Zeit seiner Ministerschaft fällt der Versuch, den Gegensatz
den Deutschen und Tschechen durch die sogenannten Ausgleichs-
u überbrücken oder doch wenigstens zu mildern. Graf Sch. nahm
Ressortminister wichtigen Anteil, da es sich mit um die Sprache
m die Schaffung national abgegrenzter Gerichtssprengel han-
Vereinbarungen zustande, die nur zum geringen Teile durch-
r von den Gesinnungsgenossen Sch.s verlassen wurden.
als Sch. auch das Vertrauen der Deutschen, die er durch
d nur dem Staatswohle dienende Haltung gewann.
das Kabinett Taaffe über den Steinbachschen
ung, die sich dem jetzt geltenden allgemeinen
ern sollte, indem sie alle Privilegien aufhob,
r Privilegien des Großgrundbesitzes. Die
eien, insbesondere die Deutschliberalen
sten (»der eiserne Ring«) anderseits
Koalition«. Sie repräsentierte die
m die Regierung. Da man aber
mißgönnte, behielt man einige
Justizminister. Dieser hätte

wohl lieber das Schicksal seines persönlichen Freundes und langjährigen Chefs Taaffe geteilt, ließ sich aber doch bestimmen zu bleiben, wohl hauptsächlich aus Anhänglichkeit und Treue für den Monarchen, dem er ohne jeden Byzantinismus von ganzem Herzen ergeben war.

Die disparaten Elemente im Koalitionsministerium vertrugen sich nicht lange. Mit diesem Ministerium trat Graf Sch. im Jahre 1895 als Justizminister zurück, und damit schließt seine Teilnahme an der Leitung der Staatsgeschäfte, wenn er sich auch später politisch betätigte, an den legislativen Arbeiten des Herrenhauses teilnahm und dort wiederholt sprach. Seine Reden spiegelten sein Wesen wieder; das Wort handhabte er leicht und sicher, was er sagte, war immer vornehm und maßvoll. Übrigens hat er politisch auch als Minister keine führende Rolle gespielt. Von seiner Berufung an die Spitze des Kabinetts war dann wiederholt die Rede; er selbst bangte vor diesem Gedanken; kannte er doch seinen völligen Mangel an Rücksichtslosigkeit, der ihn zum leitenden Staatsmanne ungeeignet machte. Im Jahre 1895, als Graf Belcredi von dem Posten eines Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes zurücktrat, wurde Sch. zu seinem Nachfolger ausersehen.

Die Rolle, die diese Behörde im Staatsleben Österreichs spielt, wird dadurch besonders wichtig, daß kein hierarchisch gegliederter Organismus von Verwaltungsgerichten besteht. Dadurch wird dieser Gerichtshof, von der sehr beschränkten Wirksamkeit abgesehen, die das Reichsgericht und die ordentlichen Gerichte auf diesem Gebiete entfalten, die einzige Stelle, wo unabhängige Richter über Verwaltungsakte Recht sprechen. Sein Ansehen verdankt er großenteils auch den Männern, die im Lauf der Jahre an seiner Spitze standen. Im Jahre 1876 errichtet, wurde er anfangs von einem hervorragenden Beamten, dem frühern Sektionschef im Ministerium des Innern Freiherrn von Stählin, geleitet, unter dessen Führung die erste und schwerste Arbeit getan wurde. Dann folgte Graf Belcredi, der »Sistierungsminister« und eifrige klerikal-feudal[illegible]
Politiker. Schon dieser gab das Beispiel dafür, daß ein ausgesprochener Par[illegible]
mann durch strenge Objektivität und weise Zurückhaltung dem Gerich[illegible]
den Ruf voller Unbefangenheit erhalten und zu seiner und seines Am[illegible]
wirken kann. Als im Jahre 1895 Belcredi, alt und krank, aber im [illegible]
seiner geistigen Kräfte, zurücktrat, war der hervorragende Ken[illegible]
reichischen Verwaltungsrechtes, Freiherr von Lemayer, als z[illegible]
Mitglied des Gerichtshofes. Er hatte im Ministerium für Ku[illegible]
die von der katholischen Kirche immer bekämpften [illegible]
und blieb, obwohl in erster Linie Beamter und nicht [illegible]
überzeugungstreuer Anhänger der liberalen Partei. A[illegible]
Gerichtshofes stand damals Dr. von Stremayr, de[illegible]
Paulskirche, der als Minister für Kultus und Un[illegible]
mit seiner Verantwortung gedeckt hatte; a[illegible]
der berühmte Gelehrte und Staatsmann [illegible]
Teilnahme an den öffentlichen Dingen bi[illegible]
die den Idealen dieser Zeit treu gebliebe[illegible]
Machtverhältnissen, daß nicht der [illegible]
vativer die Leitung des Verwalt[illegible]
wohl zunächst vom zurücktrete[illegible]
der Tat noch im Jahre 1895[illegible]

Bei seiner strengen Selbstkritik und Bescheidenheit trat er auch dieses Amt nicht ohne Zagen an.

Er hatte, bevor er die Leitung des Verwaltungsgerichtshofes übernahm, an keiner Gerichtsverhandlung als Richter teilgenommen; auch war seine Begabung eine mehr ästhetisch-intuitive, als eine logisch-diskursive. In seinem Geiste schlug wirklich ein Schlag tausend Verbindungen, und er war kaum selbst imstande, diese Verbindungen aus ihrem Zusammenhange zu lösen. Endlich fehlte ihm die eine Eigenschaft eines »großen Richters«, die Macaulay allerdings bei Schilderung des richterlichen Ungeheuers Jeffreys hervorhebt, indem er sagt: ». . . . Sein Geist besaß jene Schärfe und Konsequenz, welche durch Labyrinthe von Sophismen und durch einen Wust von Nebenumständen gerade auf die Hauptsache losgeht.« [1])

So war er schon deshalb nicht, weil er in seiner Menschenüberschätzung hinter allem, was ein anderer sagte, noch ein Fünkchen Wahrheit oder wenigstens Überzeugung suchte.

Wenn aber auf Grund genau umschriebener Prämissen Meinung gegen Meinung stand und das Zünglein an der Wage schwankte, kam die Persönlichkeit Sch.s voll zur Geltung.

Mit sicherer Intuition traf er seine Wahl und trat dann mit Wärme für seine Überzeugung ein. Denn dieser vorsichtig erwägende Mann, der sich in alle Standpunkte und Richtungen hinein denken konnte, war nur auf einem Gebiete rasch entschlossen und unbeugsam, und das war das ethische.

Doch wurde diese seine positive Funktion, die nicht hoch genug einzuschätzen ist, noch übertroffen durch eine negative: dem Respekt vor der richterlichen Unabhängigkeit.

Das Bewußtsein, daß der Präsident nichts höher stellt als ehrliche Überzeugung, und daß er sich verachtend von einem Richter abwenden würde, der, wem immer zu Gefallen, im geringsten mit seiner Meinung handeln ließe, schuf
e Atmosphäre, in der jene Eigenschaften gedeihen mußten, die das Wesen
ichters ausmachen.

ollständig wäre sein Bild, wenn man nicht auch des Einflusses ge-
llte, den er auf die persönlichen Schicksale seiner Untergebenen
Spur von Überhebung war er nur von edlem Wohlwollen und
sse für die Beamten und Richter des Gerichtshofes — wie er
—, seine Kollegen, erfüllt und gab zahllose Beweise dieser
der letzte und längste Abschnitt der Tätigkeit Sch.s gewiß
e.

e Anonymität das gewöhnliche Los des Beamten ist,
Registraturen, den großen Gedankenfriedhöfen,
Schicksal in noch erhöhtem Maße die Mitglieder
eigentlich einen Präsidenten, der sich niemals
nun seine erste Aufgabe darin sah, der un-
Vorsitze versammelten Richter Geltung
iebevoll gehegt, und die wohl noch viele
fassen und findet keinen Ausdruck
kennbares Denkmal seines Wirkens

Sir George Jeffreys.

am Verwaltungsgerichtshofe besteht aber doch, und das ist die Geschäftsordnung dieses Gerichtshofes vom 22. August 1907. Unter der Leitung Sch.s war das Gremium von 17 Räten auf 34 vermehrt worden. Naturgemäß hatte dies Schwankungen in der Rechtsanwendung zur Folge. Diesem Übelstand abzuhelfen und die Stetigkeit der Judikatur zu sichern, ohne aber die Judikatur zu petrifizieren, war die neue Geschäftsordnung bestimmt, welche der Initiative Sch.s zu verdanken ist. Sie soll herbeiführen, daß in abstrakten Rechtsfragen nicht so sehr die Meinung einzelner Richtergruppen — der mit einer Rechtssache gerade befaßten Senate — sondern, so gut dies möglich ist, die Meinung der Majorität der Mitglieder des Gerichtshofes zur Geltung gelange, und daß daher der Verwaltungsgerichtshof wie eine einheitlich denkende, gedächtnisbegabte, sich selbst treu bleibende Persönlichkeit die herrschende Rechtsordnung interpretiere.

Seinem Berufe war Gf. Sch. mit dem ganzen Ernst seiner treuen Seele hingegeben, er erschöpfte sich aber damit nicht, denn er war überaus vielseitig, dabei nichts weniger als exklusiv und im besten Sinne gesellig. Bei aller Gründlichkeit verleugnete er niemals den österreichischen Kavalier, dem nichts fremder ist als Pathos und Grandezza. Es war eine Freude, an seinem Tische zu sitzen und ihn über ein neues Bild, über die Erhaltung alter Dome, über französische Memoiren, Napoleon I., englische Verfassungsgeschichte oder sonst ein Thema sprechen zu hören, das durch eine gelegentliche Bemerkung oder etwa einen Zeitungsartikel angeregt war. Sein reiches Wissen und seine wahrhaft harmonische Bildung verwertete er in seiner Anspruchslosigkeit nicht um zu glänzen, sondern um einem inneren Bedürfnisse zu genügen und aus Freude am Verkehr mit Menschen.

Der Trieb, sich seinen Mitmenschen mitzuteilen und sie zu überzeugen, blieb ihm zeitlebens treu und bewog ihn zu einer regen publizistischen Tätigkeit. Er schrieb Artikel für die »Gerichtszeitung«, für die »*Revue bleue*«, de
»*Ami des Arts*« und die »Jagdzeitung«, nahm in Fragen der äußern Po
das Wort im Pariser »Figaro«, besprach innerpolitische Verhältnisse im »
land« und in der »Neuen Freien Presse« und schilderte seine Bezieh
bekannten oder berühmten Zeitgenossen in der »Deutschen Revue
Titel »Begegnungen«[1]), war Mitglied des Haager Schiedsgerichts,
stande der Gesellschaft der Musikfreunde, hielt Reden auf
und Vorträge in der Gesellschaft österreichischer Kunstfr
forderungen war sein wenn auch rüstiger und durchg
Alter nicht gewachsen.

Schon als er im Frühjahre 1907 von einer
wurde, erlitt er einen Schlaganfall. Anscheine
nicht die geringste Schonung auf und setzte se
Tage vor seiner letzten Krankheit begrüßte
sischer Rede einen bekannten Kunsthisto
reichischer Kunstfreunde einen Vortra
Beifall. Dann erkrankte er wieder a
in wenigen Tagen am 21. Dezembe

---

[1]) Auch unser Deutscher Ne
(Graf Hohenwart; Belcredi) zu ve

Dove, Richard Wilhelm, * 27. Februar 1833 zu Berlin, † Göttingen 18. September 1907, war der älteste Sohn des Physikers und Meteorologen Heinr. Wilh. Dove († 1879) aus seiner 1830 mit der Tochter des durch seine geographischen Arbeiten bekannten Generals v. Etzel († 1850) geschlossenen Ehe. — Er besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium bis Michaelis 1851, wo er zur Universität abging, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Den größten Teil seiner Studienzeit verbrachte er in Berlin, einen kleinen in Heidelberg. Während der Berliner Zeit diente er im Kaiser-Franz-Regiment sein Jahr ab und hing seitdem, ein rechtes Berliner Kind, mit Begeisterung am preußischen Heer und seinen Einrichtungen. Unter seinen juristischen Lehrern hob er Homeyer und Keller hervor; den stärksten Einfluß auf ihn gewann Aem. Richter durch seine Lehre wie durch seine Persönlichkeit. Er nahm an dessen kanonistischen Übungen teil, die in jenen Jahren eine Reihe von Mitgliedern zählten, die alle wie er einen Platz in der Wissenschaft errangen: Friedberg, Hinschius, E. v. Meier, Baron u. a. Die geschichtlich-kanonistischen Studien, die hier getrieben wurden, gaben den Stoff zu seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit, der Dissertation: *de jurisdictionis ecclesiasticae apud Germanos Gallosque progressu*, mit der er am 28. Juli 1855 in Berlin promovierte. Seit dem Herbst desselben Jahres als Auskultator beim Kammergericht tätig, beschäftigte er sich zugleich wissenschaftlich weiter mit dem Thema, von dem er ausgegangen war. Die »Untersuchungen über die Sendgerichte«, in der Zeitschrift für deutsches Recht Bd. XIX (1859) veröffentlicht, bildeten die Schrift, auf Grund deren er sich im Frühjahr 1859 an der Berliner Universität für Kirchenrecht habilitierte. Neben seiner Dozentenstellung war er seit Januar 1860 als Hilfsarbeiter im Evangelischen Oberkirchenrate tätig. Ein Ruf, der ihn 1862 traf, führte ihn aus Berlin heraus. Zunächst nach Tübingen, wo er seit Ostern 1862 eine außerordentliche, seit 1863 eine ordentliche Professur des Kirchenchts und des deutschen Rechts bekleidete. Michaelis 1865 ging er in gleicher
nschaft nach Kiel, von da Ostern 1868 nach Göttingen, wo er die übrige
ines Lebens wirkte. Als Nachfolger E. Herrmanns, der damals nach
g übersiedelte, in dessen kanonistische Professur berufen, übernahm
irchenrecht, das er in Vorlesungen und Übungen vertrat, deutsches
nd deutsche Rechtsgeschichte. Nach dem Eintritt O. Mejers
Fakultät (1874) alternierte er mit ihm im Vortrage des Kirchen-
nachdem Mejer Ostern 1885 als Konsistorialpräsident nach
war, deutsches und preußisches Staatsrecht unter seine
d er das deutsche Privatrecht fallen ließ. Das Kirchen-
Mittelpunkt seiner akademischen und wissenschaft-
e er, einer Anregung E. Herrmanns folgend, ein
r Bedeutung im Leben wie in der Wissenschaft
chaffen. Die »Zeitschrift für Kirchenrecht«,
im Verlage der Lauppschen Buchhandlung
die angesehensten Namen zu Mitarbeitern.
dberg als Mitherausgeber D. zur Seite.
ehrern der Zeit lieferten Theologen
und Historiker wie Sohm, Wach,
Beiträge. Namhafte Praktiker
nonisten wie Schulte, Maaßen

erhielt die Zeitschrift Aufsätze. Es war das nicht durch Konzessionen erkauft, das Organ hielt streng an dem Prinzip fest, das dem Staate sein Recht über die Kirche wahrte. — Unter den Lehrbüchern des Kirchenrechts protestantischer Verfasser hatte allmählich das von Aem. Richter die angesehenste Stellung und die größte Verbreitung gefunden. Seit seinem Erscheinen im Jahre 1842 hatte es bis 1858 fünf Auflagen erlebt. Nach dem Tode des Verfassers (1864) folgten noch drei. Hatte D. schon bei der Vorbereitung der fünften Auflage Hilfe geleistet, so bearbeitete er die sechste (1865/67), die siebente (1871/74) und von der achten Auflage die ersten fünf Lieferungen (1877/82) selbständig. Der alte Rahmen des Richterschen Buches wurde beibehalten, aber D. führte den Inhalt im Text und mehr noch in Anmerkungen weiter, indem er die reiche Ausbildung, die das Kirchenrecht in seinem historischen wie in seinem dogmatischen Teil durch geschichtliche Untersuchungen, durch Gesetzgebung und Praxis der letzten Jahrzehnte erfahren hatte, gewissenhaft berücksichtigte. Das Buch Richters, das in der vierten Auflage (1853), von dem urkundlichen Anhange abgesehen, 678 Seiten zählte, wuchs dadurch zu einem Umfange von 1030 Seiten in der sechsten, über 1200 in der siebenten Auflage an.

Die neuern Kirchenrechtslehrer haben sich das Wort Schultes zu Herzen genommen, daß das Kirchenrecht nicht bloß eine theoretische, sondern auch eine praktische Wissenschaft sei. Neben der Verwirklichung dieser Forderung in ihren Arbeiten legten sie Wert darauf, sich an dem praktischen Leben der Kirche zu beteiligen. D. war gleich bei seiner Berufung nach Göttingen zum außerordentlichen Mitgliede des Landeskonsistoriums zu Hannover ernannt. Schon im Jahre 1868 wohnte er als Vertreter des preußischen Kirchenregiments und so nachher noch wiederholt der zu Eisenach abgehaltenen Konferenz bei, an welcher die evangelischen Kirchenregierungen Deutschlands seit 1852 ein Organ besitzen, um sich über wichtige Fragen des kirchlichen Lebens in freier Beratung zu verständigen. 1869 und 1875 wurde er als Mitglied der Göttinger juristischen Fukultät vom König in die Landessynode zu Hannover berufe
Als im Zusammenhang mit dem Kulturkampf durch das preußische G
vom 12. Mai 1873 ein königlicher Gerichtshof für kirchliche Angelege
geschaffen wurde, der bis 1886 bestand, wurde er eines der elf Mitgli
der Mitte August 1873 in Kassel gehaltenen Konferenz deutscher K
lehrer, die sich über eine Anzahl praktischer, durch die neue
Gesetzgebung hervorgerufener Kontroversen aussprach, nah

Aufgewachsen in einer politisch bewegten Zeit, in ei
der entschiedensten Anhänglichkeit an den preußischen
und liberale Gesinnung vereinigte, trat er in das öffentli
in schwere innere und äußere Kämpfe verwickelt wa
der Süddeutschen gegen Preußen in Tübingen,
Partei in Kiel, die der Welfen in Göttingen u
seinen Mann. Als im Sommer 1870 just beim
wahl in Göttingen stattfand, siegte zum er
unter den Professoren. Die Regierung
den *primo loco* präsentierten der drei
secundo loco vorgeschlagenen, verm
einen Altpreußen an der Spitze
gab dem Göttinger Prorektor

Die Royal Irish Academy in Dublin hatte die gelehrten Körperschaften, unter ihnen auch die Universität Göttingen, aufgefordert, die Intervention der Regierungen anzurufen, um Paris und seine Schätze der Wissenschaft und Kunst vor den Gefahren einer Beschießung zu bewahren. In seiner Erklärung vom 14. Dezember 1870 wies D. diese Einmischung Unberufener in eine kriegerisch als notwendig erachtete Maßregel, den Versuch der angegriffenen Partei in den Arm zu fallen, und die Aufforderung zum Beitritt an eine deutsche Universität zu richten, in mannhafter und stolzer Sprache zurück. Die Erklärung fand großen Beifall und vielseitige Zustimmung. König Wilhelm verlieh ihm das Ritterkreuz des königlichen Hausordens von Hohenzollern; Fürst Bismarck dankte ihm in einem eigenhändigen Schreiben vom 31. Dezember für die »würdige und deutsche Antwort«. Bei den Wahlen zum ersten deutschen Reichstage trug ihm seine Erklärung eine Kandidatur in der Stadt Hannover ein, wo er jedoch dem welfischen Gegner, Professor Heinrich Ewald, unterlag, während er für den Wahlkreis Duisburg durchdrang. Er schloß sich der nationalliberalen Partei an, trat aber in den öffentlichen Verhandlungen des Reichstags wenig hervor. Nach dem Tode des Staatsrechtslehrers H. A. Zachariae (April 1875), des Vertreters der Universität Göttingen im Herrenhause, wurde er zu dessen Nachfolger erwählt. Dem Herrenhause gehörte er bis zu seinem Tode an, machte aber nur in dem ersten Jahrzehnt eifriger von seinem Mandate Gebrauch und beteiligte sich an Debatten, die das Staatskirchenrecht oder Universitätsverhältnisse betrafen. Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit lag in seinem akademischen Wirken, den Vorlesungen und Übungen und der Teilnahme an den Selbstverwaltungsgeschäften der Universität. 1878/79 bekleidete er zum zweiten Male das Prorektorat. Seiner Tätigkeit fehlte die öffentliche Anerkennung nicht; er wurde 1875 zum Geheimen Justizrat ernannt; bei der Jubelfeier der Universität Göttingen im August 1887 ehrte ihn die theologische Fakultät durch die Verleihung ihrer Doktorwürde. Die Gesellschaft für Kirchen-
htswissenschaft, die er zu Ende des Jahres 1880 ins Leben rief, nahm viel
nd Kraft in Anspruch. Eine Zeitlang gedieh sie sichtlich, ebenso wie die
Organ bestellte Zeitschrift für Kirchenrecht. Nach einem Jahrzehnt
tillstand ein, ebenso wie auch die Zeitschrift mit dem Jahre 1889,
nde, ins Stocken geriet. Erst 1892 begann, als eine neue Folge,
eitschrift für Kirchenrecht«, von Friedberg und Sehling heraus-
orher, seit Dezember 1883, war die Bearbeitung der achten
s Kirchenrecht in die Hände von Prof. Kahl, damals in
, der sie im Januar 1886 zu Ende führte. Auf seinen
va 1370 Seiten des Bandes die letzten 700.
rbeiten seien noch erwähnt: die beiden Artikel über
Zeitschr. f. Kirchenrecht IV und V, 1864 u. 1865),
tationsschrift, denen sich eine Untersuchung
n, wie er ein in den Mon. Germ. Leges III
chnete (Zeitschr. f. Kirchenrecht IV), und
Hertzog-Hauck, Real-Enzyklopädie für
anschlossen. Die genannte Enzyklo-
thält sonst noch von ihm Abhand-
Säkularisation, Sakramentalien,
aatswörterbuch steuerte er die

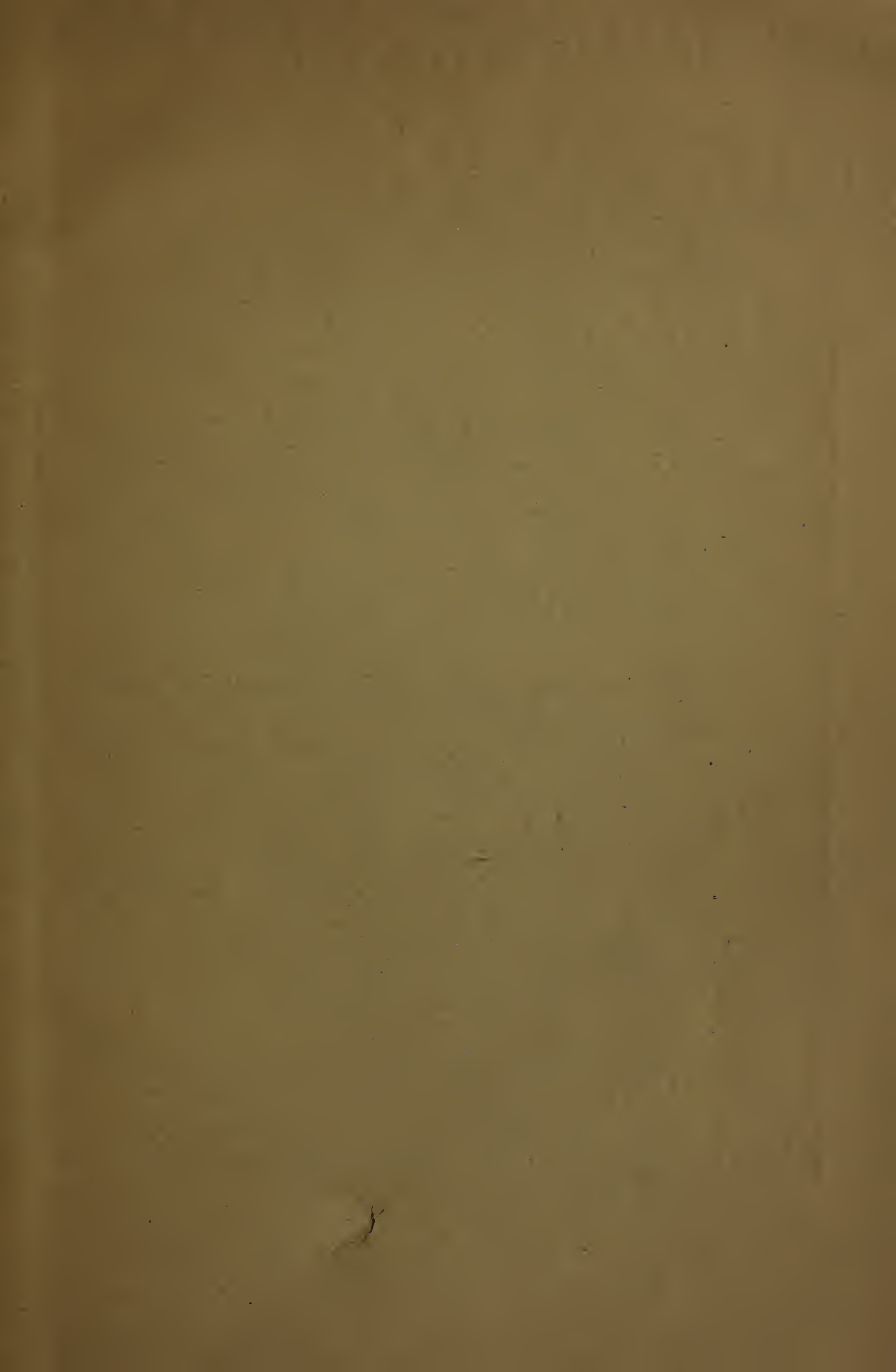
Artikel: Griechische Kirche (Bd. IV, 1859), Inquisition (Bd. V, 1860), Geistliche Orden (Bd. VII, 1862), Patronats- und Präsentationsrecht (das.); zur Allgemeinen deutschen Biographie: Just. Henning Böhmer und G. L. Böhmer (Bd. III, 1876) bei. Das Göttinger Jubiläum von 1887 feierte er durch: Einige Gedenkblätter aus der Geschichte der Georgia Augusta seit 1837. In die politischen und kirchlichen Kämpfe der Zeit griffen ein: Die Kurie und die allgemeinen Rechte der Staatsbürger nach modernem Verfassungsrecht (Zeitschr. f. Kirchenrecht VIII, 1869) und ein Eisenacher Referat, welches die »Verwertung der Kirchengemeinde- und Synodalinstitutionen zur Lösung der sozialen Aufgaben« behandelte (1880). Seine letzte Arbeit war die Neuredaktion der Biographie seines Lehrers Richter (für Hertzogs Real-Enzykl. XVI, 1905), dem er schon früher eine eingehende Charakteristik gewidmet hatte (Zeitschr. f. Kirchenrecht VII, 1867). Sie bot ihm Gelegenheit, auch den eigenen staatskirchenrechtlichen Standpunkt zu bezeichnen. Denn das rechte Verhältnis des modernen deutschen Staats zur Kirche zu erkennen und die Erkenntnis in rechtliche Ordnungen umzusetzen, war der Gegenstand, der ihn zeitlebens beschäftigte. Was er für die Lösung der Aufgabe mitbrachte, war eine gründliche historische Bildung und eine umfassende Kenntnis des praktischen Lebens beider Kirchen. Ein treuer Sohn der evangelischen Kirche, trat er ein für die Selbständigkeit der Kirchen in ihrer Sphäre, aber nicht minder entschieden für den Staat, dessen sittlichen Beruf und die ihm gebührende Kirchenhoheit.

In den letzten Lebensjahren durch Kränklichkeit behindert, mußte er seine wissenschaftliche und akademische Tätigkeit erst beschränken, dann einstellen. F. Frensdorff.

Paulus, Eduard, Dichter, Archäologe und Kunsthistoriker, * 16. Oktober 1837 in Stuttgart, † 16. April 1907 in Stuttgart. — Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo zu seinen Mitschülern auch Wilhelm Hertz gehörte, bis zur vorletzten Klasse besucht hatte, widmete sich P., der Sohn des um di[...] archäologische Erforschung Württembergs verdienten Topographen Ed[...] Paulus (1803—1878), 1855—1859 an der Stuttgarter Polytechnischen [...] der Architektur und darauf an der Universität München kunstgesch[...] und ästhetischen Studien. Die Anschauungen und Kenntnisse, die er [...] gewonnen, erweiterte er 1862/63 durch einen längeren Aufenth[...] wo er zu einer Anzahl jüngerer Künstler in nähere Beziehung[...] zu seinem Landsmann, dem Architekten Adolf Gnauth. [...] Lehrer in Stuttgart, besonders Egle und Leins — bei dies[...] halb Jahre als Architekt praktisch tätig — und die E[...] Werken der Renaissance in Italien empfangen hatte[...] Besuche Italiens immer mehr vertieft wurden, bl[...] Überzeugungen dauernd maßgebend. Aber au[...] kunst besaß er ein feines Verständnis, und sie[...] vertraut. Ein groß angelegtes, in Gemein[...] Emil v. Förster begonnenes Werk über [...] cana, dessen Anfänge 1866 erschiene[...] weil die zur Herstellung erforderlic[...] die Villa d'Este in Tivoli erwar[...] Da sich eine Aussicht auf d[...]

nicht eröffnen wollte, trat P. im Frühjahr 1866 als Hilfsarbeiter zur Unterstützung seines Vaters in das Statistische Landesamt ein. Im Nebenamt wurde ihm 1873 die Stelle des Konservators der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale übertragen. Nach der Pensionierung seines Vaters rückte er in dessen Stelle ein; 1893 wurde er Vorstand der Staatssammlung vaterländischer Altertümer mit dem Titel eines Oberstudienrats.

In dieser Stellung, wie schon in der als »Landeskonservator«, die er beibehielt, war ihm ein Gebiet der Betätigung erschlossen, für das er seiner ganzen Anlage nach in hervorragender Weise befähigt war. Eine Reihe von Schriften sind aus seinem beruflichen Wirken hervorgegangen, so seine kunstgeschichtlichen Beiträge zu den württembergischen Oberamtsbeschreibungen, dem amtlichen Werk »Das Königreich Württemberg« und den Veröffentlichungen des württembergischen Altertumsvereins, dessen Sekretär und Ausschußmitglied er Jahrzehnte hindurch war, die Schriften über die Cistercienserabteien Maulbronn und Bebenhausen, die erste 1873 erschienen und wiederholt aufgelegt, die zweite im Verein mit Heinrich Leibnitz und F. A. Tscherning 1886 herausgegeben. Auf das 25 jährige Regierungsjubiläum des Königs Karl erschien 1889 der Anfang des großen, später von seinem Nachfolger im Amt weitergeführten Werkes »Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg«, und zum 50 jährigen Jubiläum des Altertumsvereins ein »Kurzer Überblick über Kunst und Altertum in Württemberg«. An einen weiteren Leserkreis wandten sich eine Reihe anderer Veröffentlichungen, wie die Prachtwerke »Italien«, dessen Text von Paulus, Karl Stieler und W. Kaden verfaßt war, und »Aus dem Schwabenland. Malerische Ansichten in Landschaft und Architektur« mit Zeichnungen von Robert Stieler, und das Buch »Aus Schwaben. Schilderungen in Wort und Bild, 1887, mit Holzschnitten von A. Closs nach Zeichnungen von Robert Stieler«. Schwaben und Franken mit ihren Naturschönheiten, ihren Domen, Kapellen und Altären, ihren Schlössern und Bürger-
äusern waren ihm von früher Jugend auf durch vielfache Wanderungen be-
t geworden, da der Vater schon den Knaben zu seinen Ausgrabungen
ehmen pflegte. Aber auch die Kunststätten und Kunstdenkmäler der
eutschen Länder kannte er aus eigener Anschauung, vor allem die
Baukunst, für die er aus der Zeit seiner ersten Studien her immer
Vorliebe hatte, und deren Formen, Verhältnisse und eigentüm-
ich seinem nachfühlenden Blick, der sie insbesondere auch
mit der umgebenden Natur erfaßte, klar und tief erschlossen.
erschienenen »Bilder aus Deutschland« und die »Bilder
in Deutschland«, 1883, Niederschläge seiner Fahrten
ere Vaterland, auf denen er sich mit ganzer Seele
ne Schönheit der deutschen Landschaft und den
utschen Kunst. Dieses feinsinnige Zusammen-
der Natur, aus der sie erwachsen sind, be-
hland und seine Heimat Tübingen«, 1869
en von Uhlands Dichtung mit Uhlands
Vergeistigung erfahren hat, wie sie
len, ist hier trefflich herausgestellt.
hobenem Stil gehalten und mit
das Wort sich willig zum Vers



BIOGRAPHISCHES JAHRBUC
UND
DEUTSCHER NEKROLO

FRÜHER ERSCHIENEN DIE BÄNDE:

VERLAG VON GEORG REIMER, BER